

Jacqueline Fehr, Yves Rossier, Theresa May, Rudyard Kipling, Taylor Swift

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 28 – 14. Juli 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90



## Mythos Côte d'Azur

Von Bardot bis Le Pen

4 194407 006904 28

# Indien – auf dem heiligen Fluss

## mit der frisch renovierten RV Bengal Ganges ☀️☀️☀️



Varanasi

Es het solangs het  
**Rabatt\***  
**bis Fr. 500.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

### Kalkutta–Varanasi–Delhi

**15 Tage ab 5890.-** (Rabatt Fr. 500.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension, Flug, Ausflüge)

**1. Tag Zürich–Dubai–Kalkutta** Individuelle Anreise zum Flughafen. Am Nachmittag Flug mit Emirates (A380) via Dubai nach Kalkutta. **2. Tag Kalkutta–Kalna** Ankunft am Morgen. Transfer zum Schiff, Einschiffung, Mittagessen. Stadtrundfahrt. Abendessen und Start zur ersten Etappe. **3. Tag Kalna–Matiari** Rikschafahrt zum Rajbari Tempelkomplex, bestehend aus 108 Shiva-Tempeln. **4. Tag Matiari–Murshidabad** Besuch des Dorfes Matiari. Schifffahrt vorbei an Plassey. **5. Tag Murshidabad–Jangipur** Besichtigung Hazarduari Palace. Besuch der Kara Moschee. **6. Tag Jangipur–Rajmahal** Passage der Schleuse Farraka. In Rajmahal Besichtigungen. **7. Tag Rajmahal–Manihari** Gemütliche Schifffahrt durch die Heimat vieler Vogelarten. **8. Tag Manihari–Bateshwarsthan–Bhagalpur** Besuch Ruinen der Vikramshila Universität. Fahrt durch das speziell zum Schutz des Ganges Delphins erschaffene Vikramshila Reservat. **9. Tag Bhagalpur–Sultanganj** Schifffahrt vorbei an zwei markanten Granitfelsen. Tempelbesichtigung. **10. Tag Sultanganj–Munger** Letzte Schifffahrts-etappe nach Munger. Besuch Bihar Yogaschule. **11. Tag Munger–Bodhgaya** Ausschiffung, Transfer zur Ruinenstadt Nalanda. In Bodhgaya Besuch Mahabodhi Tempel. Hotelübernachtung. **12. Tag Bodhgaya–Varanasi** Am Abend in Varanasi «Aarti-Zeremonie». Hotelübernachtung.

2-Bettkabine Haupt- und Oberdeck



**13. Tag Varanasi–Delhi** Bootsfahrt (fak. ca. \$ 20 pro Person). Ruinen und Museum Sarnath. Flug nach Delhi. Hotelübernachtung. **14. Tag Delhi** Stadtrundfahrt, Zeit zur freien Verfügung, Hotelübernachtung. **15. Tag Delhi–Dubai–Zürich** Rückflug via Dubai nach Zürich und individuelle Heimreise.  
*Programmänderungen vorbehalten.*

**Delhi–Varanasi–Kalkutta (downstream)**  
Gleiches Programm in umgekehrter Reihenfolge.

#### RV Bengal Ganges\*\*\*\*

Das frisch renovierte Schiff bietet Platz für 56 Passagiere. Mit Hartholz ausgestattet, edlen Möbeln und landestypischen Bildern bestückt, erwartet Sie eine einzigartige Atmosphäre. Die grosszügigen Kabinen sind mit Dusche/WC, Föhn, Safe und Klimaanlage ausgestattet. In der Lounge mit Bar finden Vorträge und Zusammenkünfte statt. Vorzügliche Mahlzeiten werden im eleganten Restaurant serviert. Im Spa werden verschiedene Massagen angeboten. Zur Bordausrüstung gehören komfortable Deckstühle vor den Kabinen und dem überdachten Sonnendeck sowie eine kleine Boutique. **Nichtraucher Schiff** (im Außenbereich darf geraucht werden).

RV Bengal Ganges\*\*\*\*



- Lebendiges, unberührtes Indien
- Schönes Schiff im Kolonialstil
- Ursprüngliches Varanasi
- Deutschsprachige lokale Reiseleitung

#### Reisedaten 2016/2017 Es het solangs het Rabatt

Kalkutta–Varanasi–Delhi (upstream)	
28.10.–11.11.16 <b>500</b>	20.01.–03.02.17 <b>500</b>
mit Verlängerung bis 15.11.	mit Verlängerung bis 07.02.
Delhi–Varanasi–Kalkutta (downstream)	
02.11.–16.11.16 <b>500</b>	25.01.–08.02.17 <b>500</b>
mit Vorprogramm ab 29.10.	mit Vorprogramm ab 21.01.

#### Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in der gebuchten Kategorie mit Vollpension
- Flüge mit Emirates Zürich–Dubai–Kalkutta und Delhi–Dubai–Zürich oder v.v. in U-Klasse, inkl. Flughafentaxen
- Inlandflug inkl. Flughafentaxen
- Alle Transfers/Ausflüge gemäss Programm
- 4 Hotelübernachtungen mit Vollpension
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung
- Reisebegleitung ab/bis Schweiz



#### Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	6390
2-Bettkabine Oberdeck Mitte	6790
2-Bettkabine Superior Oberdeck hinten	7290
2-Bettkabine Oberdeck vorn	7290
Zuschlag Alleinbenutzung Hauptdeck	1190
Zuschlag Alleinbenutzung Oberdeck Mitte	1190
Zuschlag Business-Class	auf Anfrage

Weitere Informationen unter [www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

#### Verlängerungsprogramm Agra und Taj Mahal

**NEU Fahrt mit dem Gatimaan Express, Indiens erstem Hochgeschwindigkeitszug, von Delhi nach Agra in nur ca. 1 ½ Stunden.**

Preis pro Person in Fr. im Doppelzimmer 1280.-, im Einzelzimmer 1475.- (Unterkunft inkl. Vollpension, Transfers, Ausflüge, Eintritte, englischsprachige / ab 6 Personen deutschsprachige Reiseleitung, ohne Getränke und Trinkgelder).

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Verlangen Sie S. Ricklin oder E. Kocsis  
Gratis-Nr. 0800 626 550



**Thurgau Travel** ✨

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden  
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | [info@thurgautravel.ch](mailto:info@thurgautravel.ch)

Noch immer verbreitet die Küste Südfrankreichs ihre Magie. Selbst in den Hochhäuser-schluchten Monacos lässt sich der einstige Zauber erahnen. *Weltwoche*-Autor Taki kennt die Côte d'Azur seit Jahrzehnten; er war befreundet mit Fiat-Chef Gianni Agnelli und besuchte Südfrankreich schon in den goldenen Zeiten, als sich Brigitte Bardot (Coverbild) am Strand räkelte. Frankreich-Korrespondent Jürg Altwegg blickt auf die heutige Côte als Bühne und Schauplatz der Politik von Sarkozy bis Le Pen. Unsere Würdigung dieser immer noch wunderschönen Gegend schliesst Rolf Hürzeler mit einem Porträt von F. Scott und Zelda Fitzgerald ab, jenem exaltierten Schriftstellerehepaar, das in den zwanziger Jahren den Mythos der Cote d'Azur begründete. **Seite 16–23**



«Jeder Satz ein Statement»: Justizdirektorin Fehr.

Jacqueline Fehr ist die Politikerin der Stunde, wenn auch nicht unbedingt so, wie sie auf ihrer Homepage besungen wird («Jeder Satz ein Statement»). Die Zürcher SP-Justizdirektorin versucht im Fall des Gewalttäters Tobias Kuster, der im Hafturlaub möglicherweise einen Mord begangen hat, jede Verantwortung abzuschieben. Ihre Kommunikation wirkt alles anders als souverän. Philipp Gut und Christoph Mörgeli haben die Hintergründe des Falls recherchiert. Dabei wird deutlich, dass der mutmassliche Täter trotz unverminderter Rückfallgefahr und hoher Gewaltbereitschaft Urlaub bekam. Für Zündstoff sorgt der Fall auch bei den Genossen. In bisher unbekanntem E-Mails attackiert Jacqueline Fehr ihren Namensvetter, Regierungs- und Parteikollegen Mario Fehr. **Seite 32**

Kennen Sie Waltalingen? Das malerische 600-Seelen-Dorf und der dazugehörige Weiler Guntalingen im Zürcher Weinland sind durchaus einen Ausflug wert, den man mit einem Besuch im bezaubernden Schloss-Restaurant «Schwandegg» krönen kann. Waltalingen ist eine von vielen Schweizer Gemeinden, in denen sich die Leute nicht nur grüssen, sondern auch noch kennen. Der Steuerfuss gehört zwar zu den höchsten im Kanton Zürich und der Steuerertrag pro Einwohner zu den

tiefsten, doch man beklagt sich nicht, hilft sich unter Nachbarn aus, wo anderswo nach dem Staat gerufen wird. Nur ein Problem bedroht die Gemeinde zusehends: die Kosten für die Sozialhilfe, die bereits 58 Prozent des Steuerertrages auffressen, explodieren. Dagegen kann das Dorf wenig tun, denn diese Ausgaben gehen hauptsächlich aufs Konto von abgewiesenen Asylbewerbern, die die Schweiz längst hätten verlassen müssen, sowie von Sozialmigranten aus der EU. Alex Baur zeigt die Langzeitfolgen einer verfehlten Sozialpolitik, mit denen sich mittlerweile fast alle Gemeinden herumschlagen müssen. **Seite 40**



Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi.

In eigener Sache: Auf Anfang Juli ist unser bisheriger Leiter Lesermarkt, Guido Bertuzzi, zum Verlagsgeschäftsführer der *Weltwoche* befördert worden. Der 59-jährige St. Galler Bertuzzi, ausgebildeter Betriebsökonom, früher passionierter Handballer, Vater zweier Töchter, ist seit 2011 bei der *Weltwoche* tätig, davor war er Leiter der Druckerei Flawil AG. Wir gratulieren unserem Kollegen herzlich zur Beförderung und wünschen ihm viel Erfolg bei seiner neuen Aufgabe.

Ihre *Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit [www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch) qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.medicjobs.ch](http://www.medicjobs.ch)



## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Martin Spieler, Hildegard Schwaninger, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Bildredaktion:** Nathan Beck (*Leitung*), Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** [info@adextra.ch](mailto:info@adextra.ch)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Sind Sie bereit für die Wirklichkeit?

Die *Weltwoche* enthüllt und deckt auf. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen. Die *Weltwoche* hat eine klare Ausrichtung, aber auch die grösste Meinungsvielfalt. Seit 1933 setzt sich das traditionsreiche Wochenblatt mit gehaltvollem Journalismus für die Schweiz ein. Überzeugen Sie sich selbst!

Probeabo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–



**Jetzt bestellen!**

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01



## Boris

### Persönliche Anekdoten zum Fall des Brexit-Stars. Aberglaube an Hafturlaube.

Von Roger Köppel

Noch immer beschäftigt die Frage, warum sich der charismatische Brexit-Gewinner und einstige Londoner Bürgermeister Boris Johnson so hilflos abstechen liess von seinem mittlerweile ebenfalls abgesägten früheren Helfer Michael Gove. Johnson war der grosse Favorit fürs Amt des Premiers. Er war das rhetorische Verführungsgenie, der umwerfende Causeur und brillante Autor, der sich mit einer Biografie über Churchill bereits in Position geschrieben hatte, seinem Vorbild ein Denkmal setzend, in das er bereits unverkennbar Züge seiner selbst gemeisselt hatte. Jetzt liegt für Boris alles in Trümmern, auch Gove ist weg, und längst regen sich die hämischen Kommentatoren, die Johnson schon immer für einen aufgeblasenen Pavian hielten, der es ohnehin nie ernst gemeint habe mit dem Brexit, ein verantwortungsloser Selbstdarsteller, der im Moment, wo es zählt, von der Fahne gegangen sei.

Was immer ihn zum Abgang zwang: Ein Mangel an ehrlichen und profunden EU-kritischen Überzeugungen kann es nicht gewesen sein. Ich kenne Johnson persönlich seit 2005. Unser erstes und wichtigstes Thema war die EU. Wir waren uns auf Anhieb einig: Die EU ist eine Fehlkonstruktion, der Aufbau stimmt nicht. Der Supranationalstaat Brüsseler Prägung bedeutet eine Bedrohung für Rechtsstaat und Demokratie in Europa. Es ist im Interesse aller europäischen Staaten, Handel miteinander zu treiben, sich also wechselseitig Marktzugang zu gewähren, aber der europäische Binnenmarkt, so sahen wir es vor elf Jahren, drohe sich zu einem Ganzkörperkorsett an freiheitsfeindlichen Regulierungen auszuwachsen. Weltanschaulich ist Johnson EU-Skeptiker, seit ich ihn kenne. Ob er allerdings die Kraft haben würde, gegen das Establishment, zu dem er selber gehört, gegen die eigene Partei und vermutlich gegen den Grossteil seines Freundeskreises für den Brexit auf die Barrikaden zu steigen? Da war ich nicht sicher. Dass er es tat, ist seine grösste Leistung.

Warum dann aber dieser Absturz in Sichtweite des Ziels? Ich glaube keine Sekunde daran, dass sein Leutnant Gove ausgerechnet kurz vor Bekanntgabe von Johnsons Kandidatur zur Einsicht gelangt sein soll, sein Freund und Chef entbehre der nötigen Führungsqualitäten als Premierminister. Die beiden kennen sich seit Jahren, sie arbeiteten intensiv im



«Eine verdamnte Fehlkonstruktion.»

Abstimmungskampf zusammen. Wahrscheinlicher ist, dass Gove, der Johnsons Schwächen als sein Manager hätte ausgleichen müssen, diese Schwächen im gefährlichsten Moment für sich ausnützte. Dass er die Chance packte, kann man einem Politiker kaum verübeln. Wie er die Sache dann aber darstellte, war Theater, Verschleierung seines politischen Attentats, das auf ihn selbst zurückschlug. Allerdings muss man auch sehen: Intrigen haben nur dann Erfolg, wenn die Zielpersonen echte Angriffsflächen bieten. Goves Vorprellen wäre verpufft, hätte Johnson dagegehalten. Wenn Politiker stürzen, sind sie selber schuld.

Was aber war es, das Johnson im entscheidenden Moment fehlte? Ich erinnere mich an

ein gemeinsames Mittagessen vor einigen Jahren, als ich Johnson in den Redaktionsräumen des *Spectator* besuchte, wo er damals als Chefredaktor wirkte. Am Tisch sassen die bekannten Kolumnisten des Blattes, ausserdem war der frühere Tory-Minister und konservative EU-Turbo Michael Heseltine eingeladen. Boris Johnson schaufelte glucksend den Hauptgang in sich hinein, als er unvermittelt über die Tafel rief, «der hier anwesende Gast aus der neutralen Schweiz», also ich, solle Heseltine doch erklären, «warum die EU eine verdamnte Fehlkonstruktion» sei. Heseltine musterte mich von weit oben mit der ganzen ballistischen Arroganz der englischen Oberschicht, als ich leicht verunsichert in dieser Runde von Aristokraten und Oxford-Absolventen meinen Standpunkt darlegte.

Johnson gab mir inhaltlich in allem recht, aber es fiel mir auf, dass er die Konfrontation mit dem Euro-ideologisch verirrten Heseltine scheute. Er schob mich vor, um eine Meinung zu äussern, die er teilte, aber aus Gründen des Hausfriedens nicht selber formulieren wollte. Aus der sicheren Deckung streute er ironische Bemerkungen und Aperçus ein, um den persönlichen Nahkampf zu vermeiden. Johnson, so schien es, wollte von allen am Tisch, auch von seinem Gegner Heseltine, geliebt werden.

Fehlte ihm also beim Brexit zum Schluss die Härte, die eigenen Positionen gegen Widerstände durchzustehen? Fehlte ihm der Mut zum Ironieverzicht, zum Ernst, zur Inkaufnahme von politischen Feindschaften? Vermutlich. Trotzdem: Johnson, gerade Johnson, dieser so ehrgeizige wie hochempfindliche Intellektuellenpolitiker, hat meinen Respekt, weil er die Kraft mobilisierte, trotz seiner Schwächen einer guten Sache zum Durchbruch zu verhelfen.

Wenn «Hafturlaube» wirklich notwendig sind, um Gewaltverbrecher im Zuchthaus auf die Rückgewinnung der Freiheit vorzubereiten, stellt sich die Frage, warum man ihnen überhaupt die Freiheit entzieht. Ich bin sicher, es gibt Hunderte von feinsinnigen psychologischen und soziologischen Studien, die selbstredend zweifelsfrei belegen, warum Hafturlaube die Wiedereingliederung des Kriminellen in die Gesellschaft massiv erleichtern. Ich glaube keiner einzigen. Menschen, denen die Freiheit genommen wurde, weil sie schwere Verbrechen begingen, müssen nicht durch Hafturlaube an die Erkenntnis herangeführt werden, dass der Gebrauch der Freiheit den Verzicht auf schwere Straftaten voraussetzt. Eine Person, die einen Hafturlaub braucht, um dies zu merken, darf auf keinen Fall freigelassen werden. Die Ideologie der Hafturlaube dient ausschliesslich den Interessen jener linkstherapeutischen Sozial- und Betreuungsindustrie, die auch im Begriff ist, unsere Schulen zu ruinieren.

Wir machen  
Ihren Venen  
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete  
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





Liebe der Katzen: Seite 58



Kommen und Gehen: Theresa May. Seite 48



Soziale Zeitbombe: Waltalingen ZH. Seite 40



Grosse Pläne: Eric Tveter. Seite 42

## Kommentare & Analysen

---

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Obamas Amerika
- 9 **Im Auge** Cristiano Ronaldo jr., Maskottchen
- 10 **Debatten** Sprachideologie
- 10 **Banken** Im Fleischwolf
- 11 **Euro 2016** Portugal verrät sich selbst
- 12 **Die europäische Tragödie**  
Rudolf Strahm über die Jugendarbeitslosigkeit in der EU
- 14 **Personenkontrolle** Couchepin, Tschäppät, Bosshard, Guyer, Molina, Funciello, Espahangizi, Müslüm etc.
- 15 **Nachruf** Hans-Rudolf Strasser alias «Franz»
- 16 **Mythos Côte d'Azur**  
Pinien, Blüten, Wein und Sex: Erinnerungen an ein Paradies
- 20 **Labor der Machtübernahme**  
Die Côte d'Azur als Bühne des französischen Sommertheaters
- 22 **Wilde Lebensparty**  
F. Scott Fitzgerald begründete den Mythos Côte d'Azur
- 24 **Die Deutschen** Toleranz im Essen
- 24 **Wirtschaft** Wie wir leben sollen
- 25 **Ausland** Statt ins Gefängnis ins Weisse Haus
- 26 **Mörgeli** Verwirrendes zum Binnenmarkt
- 26 **Bodenmann** Ein Sonntagsspaziergang

- 28 **Grundbegriffe des Lebens** Linus Reichlin über Glück
- 30 **Darf man das? / Leserbrief**

## Hintergrund

---

- 32 **«Humor ist, wenn man trotzdem stirbt»**  
Justizdirektorin Jacqueline Fehr und der Zürcher Mordfall
- 36 **Was macht eigentlich Yves Rossier?**  
Der EDA-Staatssekretär und die Schweizer Aussenpolitik
- 38 **Die spinnen, die Schweizer**  
Jeder Zehnte im Land kämpft mit Angststörungen
- 40 **Zahlen und schweigen**  
Die Langzeitfolgen der Zuwanderung für die Gemeinden
- 42 **«Gib dein Bestes, um zu gewinnen»**  
Eric Tveter, Europa-Chef des Kabelnetzanbieters UPC
- 45 **Religion** Muslimische Seelsorger in Asylzentren
- 46 **Wie ich meine Frau unter Kontrolle habe**  
Informationen, die man gar nicht will
- 48 **Eisen in der Seele**  
Ausgerechnet Theresa May soll den Brexit verhandeln
- 50 **Der stille Pole**  
Wie sich Ratspräsident Donald Tusk in Brüssel durchsetzt



Zwischen Hoffnung und Skepsis: Historikerin Hatun al-Fassi. Seite 52

## Interview

### 52 «Sie investieren in unsere Qual»

Ohne Gleichberechtigung der Geschlechter sei die «Vision 2030» des Königshauses zum Scheitern verurteilt, sagt die prominente Frauenrechtlerin Hatun al-Fassi

## Stil & Kultur

### 54 Ikone der Woche Taylor Swift, Pop-Prinzessin

### 56 Sänger des europäischen Empire

Rudyard Kipling kämpfte bis zu seinem Tod für das britische Weltreich

### 58 Neurotiker und Narzissten

Der Glaubenskrieg zwischen Katzenfans und Hundeliebhabern

### 60 Top 10

### 60 Kino «Independence Day: Resurgence»

### 61 Jazz Gerardo Núñez & Ulf Wakenius

### 62 Namen Schöne Gäste und ein Schwinger

### 63 Hochzeit Katja Kessler und Kai Diekmann

### 63 Thiel Lichtstau

### 64 Wein Château Pape Clément Pessac-Léognan 2015

### 64 Zu Tisch Restaurant Lampart's, Hägendorf

### 65 Auto Peugeot 308 GTi

### 66 MvH trifft Leo Grünstein, Firmengründer und Investor

## Autoren in dieser Ausgabe

### Rudolf Strahm



Der ehemalige Preisüberwacher und Alt-SP-Nationalrat zählt zu den einflussreichsten Ökonomen im Land. Er nennt die Gründe für die grassierenden Jugendarbeitslosigkeit in der EU und sagt, was die Schweiz besser macht. Seite 12

### Birgit Schmid



Kürzlich hat die Redaktorin der *Neuen Zürcher Zeitung* ihr Buch «Lieben mich meine Katzen?» publiziert. Hier schreibt sie, worin sich unsterbliche Katzenfans – zu denen sie sich selbst zählt – von bekennenden Hundeliebhabern unterscheiden. Seite 58



## WALDHAUS SILS

A family affair since 1908  
\*\*\*\*\*

Sommersaison 2016:  
15. Juni bis 23. Oktober 2016

Wintersaison 2016/17:  
16. Dezember bis 23. April 2017

Ruhig und frei steht das Hotel Waldhaus zwischen zwei Seen, wie eine Märchenburg. Geprägt von der Vielfalt der Menschen und Generationen. Behaglich, kulturreich und familienfreundlich.

Tel +41 (0)81 838 51 00  
www.waldhaus-sils.ch

# Die Weltwoche im «Taschenformat»

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die Weltwoche zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2011 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.

**Praktisch:  
Autorensuche**





# Obamas Amerika

Von Christopher Caldwell — Der Zorn der Schwarzen hat die Ausmasse eines Aufstands erreicht. Doch auch bei den Weissen brodeln es.



«Ferguson-Effekt»: Protest auf dem Times Square in New York.

Es ist richtig, dass die Vereinigten Staaten noch immer ein Land mit einer europäischen politisch-republikanischen Kultur sind. Doch zugleich gibt es Anzeichen, dass in ihrem Inneren ein anderes Land heranwächst.

Was geschieht, ist, dass soziologische Fakten mit politischer Rhetorik kollidieren. Schwarze stellen dreizehn Prozent der Bevölkerung, aber sie begehen beinahe die Hälfte aller Gewaltverbrechen. Andererseits kann man die Behauptung schwarzer Amerikaner, dass ihre Vorfahren von der weissen Mehrheit schlecht behandelt wurden, schlecht leugnen.

## Stichhaltige Beweise fehlen

Aber Politiker, allen voran Barack Obama, haben die Schwarzen ermutigt, die Schuld an ihren Zusammenstössen mit der Polizei weissen Vorurteilen und nicht schwarzer Kriminalität zuzuschreiben. Auch die jüngsten Fälle seien «symptomatisch für einen grösseren Kreis von Rassenunterschieden», erklärte der Präsident soeben auf dem Nato-Gipfel in Warschau.

Zwei tödliche Zwischenfälle mit der Polizei, die per Video auf Handy festgehalten wurden, haben das Land explodieren lassen. In Baton Rouge im Bundesstaat Louisiana wurde Alton Sterling, ein Strassenhändler mit langem Vorstrafenregister, zu Boden gerungen, als er sich seiner Festnahme widersetzte, und erschos-

sen. Am nächsten Tag filmte und kommentierte Lavish Reynolds in St. Paul in Minnesota den Tod ihres Freundes Philando Castile, unmittelbar nachdem ein Polizist bei einer Verkehrskontrolle auf ihn geschossen hatte.

Aufgebracht von diesen Zwischenfällen, eröffnete daraufhin der schwarze Armeeveteran Micah Johnson bei einer Demonstration in Dallas das Feuer auf zwölf Polizisten und tötete fünf von ihnen. Die Demonstration war von Black Lives Matter (BLM) geplant worden, einer Organisation, die der Polizei vorwirft, Schwarze systematisch mit Vorurteilen zu belegen.

Für den Vorwurf, dass etwas grundsätzlich faul ist in Amerikas Polizei, gibt es keine stichhaltigen Beweise. In den letzten fünf Jahren sind mindestens ein Dutzend Fälle ins öffentliche Bewusstsein gedrungen, in denen junge schwarze Männer von der Polizei getötet wurden. In einigen dieser Fälle ging es um Brutalität. Andere erwiesen sich als unlösbar oder als gerechtfertigt.

Der Tod von Michael Brown, einem über 130 Kilogramm schweren Teenager, der 2014 in Ferguson, Missouri, auf einen Polizisten losging, nachdem er einen Laden überfallen hatte, führte zu landesweiten Protesten. Obama stellte Dutzende von Beamten aus der Bürgerrechtsabteilung des Justizministeriums ab, die den Fall untersuchen sollten. Am Ende

# Der Mann im Kind



Cristiano Ronaldo jr., Maskottchen.

Wobefindensich bei einem Fussballfunktionär Hirn und Herz? Antwort von Radio Eriwan: im Portemonnaie. Da haben doch diese Verbandsbüffel der Uefa der fröhlichen Nachspiel-Party der walisischen Fussballer Kinder an der EM die rote Karte gezeigt. Man dachte zuerst, das Kinderverbot beziehe sich auf die unsäglichen Eskorten Kinder, auch Aufauf Kinder genannt, die den aufgeregten Spielern das Händchen halten beim Aufmarsch, aber sie gehören zum Geschäft. Ein Sponsor sucht über ein Casting oder per Los die Kids aus. Die herumtollenden Kinder nach Spielschluss stellen ein bisher nicht kommerzialisiertes Schaufenster dar. Sie könnten, ach du Schreck, vielleicht nicht autorisierte Werbung zu Markte tragen. Als Cristiano Ronaldo, der Held der Portugiesen, zwölf Jahre alt war, also noch ein Kind, verliess er Madeira, die Familie mit dem ständig betrunkenen Vater, und ging ins Nachwuchsinternat von Sporting Lissabon. Er wurde der Star des Weltfussballs (und die narzisstische Gegenfigur zum verspielt-introvertierten Lionel Messi, der selber als Zwergenkind ins Streckbett gesteckt und mit Wachstumshormonkuren aufgepäpelt wurde). Ronaldo lebt ein Leben in Reichtum, geheimnisvoll wie der «grosse Gatsby» in F. Scott Fitzgeralds Roman. Am 4. Juli 2010 gab er bekannt, er sei Vater eines Jungen geworden. Cristiano jr. ist sein Maskottchen. Er schleppt den Junior überallhin mit, ins Stadion, ins Fernsehen, zur Prämierung als Weltfussballer, führt ihn vor auf Instagram, beim Balljonglieren. Seine Liebe zum Söhnchen ist so unermesslich, dass die Mutter überflüssig bleibt; Grossmutter Dolores betreut es. Niemand weiss, wer seine leibliche Mutter ist, und der Kleine soll es nie erfahren: angeblich eine englische Studentin, abgefunden und zum Stillschweigen verpflichtet mit zehn Millionen Pfund. Der *Daily Mirror* berichtete, sie leide an Depressionen und Schuldgefühlen. Klein Ronaldo sass beim Endspiel in Paris auf den Schultern eines Leibwächters und sah seinem Vater zu, wie er verletzt zusammenbrach und Portugal am Ende doch noch siegte. Alles nur ein Spiel?

Peter Hartmann

hatte die Erklärung des Polizisten Darren Wilson Bestand, dass er in Notwehr gehandelt habe. Die Geschichten, die Browns Freunde erzählten – er habe sich ergeben und «Nicht schiessen!» gerufen –, erwiesen sich als Beschönigungen. Erst in letzter Zeit wurden drei Polizisten in Baltimore freigesprochen, denen man den Tod eines jungen Mannes in Haft zur Last gelegt hatte.

Wenn man bedenkt, dass die USA ein bis an die Zähne bewaffnetes, ethnisch vielfältiges Land mit einer Dreiecksmilliarde Einwohnern sind, ist der Grad an Polizeigewalt niedrig.

Die Furcht, in eine politisch aufgeladene Untersuchung verstrickt zu werden, hat bei vielen Polizisten einen «Ferguson-Effekt» erzeugt, wie die Polizeiexpertin Heather Mac Donald es nannte. Unmittelbar nach dem Tod von Brown wurde in Ferguson bei einer Demonstration auf zwei Polizisten geschossen. In einem anderen Fall fuhr Ismaaiyl Brinsley, ein erzürnter und verwirrter Mann aus Baltimore, nach New York, wo er zwei Polizisten aus Rache für Brown ermordete.

Die Polizei versieht ihre Aufgaben immer zurückhaltender, und Amerikas Städte werden immer schlechter regierbar. Allein in diesem Jahr stieg die Mordrate in den grössten Städten des Landes um neun Prozent – so FBI-Chef James Comey. Er führt den Anstieg auf die Angst der Polizisten zurück, in einem Handyvideo aufzutauchen. In Chicago brach die Ordnung spektakulär zusammen. Während des jüngsten verlängerten Wochenendes um den Memorial Day im Mai wurde im Schnitt jede Stunde auf einen Einwohner geschossen. In Dallas – in dieser mörderischen Woche hoch gelobt für seinen neuen, passiven Polizeistil – schnellte die Mordrate um erstaunliche 71 Prozent in die Höhe.

Man kann noch nicht sagen, ob die jüngsten Todesfälle Folge illegaler Gewalt durch Polizisten waren. Wie Polizeiarbeit im Allgemeinen sind auch die Umstände kompliziert. Sterling war der Polizei seit langem bekannt und trug eine Waffe. Auch Castile war bewaffnet. Doch der Zorn junger Schwarzer gegen die Polizei hat mittlerweile das Ausmass eines Aufstands angenommen. Besonders alarmierend war die Entscheidung von Black Lives Matter, sogar nach dem Tod der Polizisten in Dallas die Proteste fortzusetzen. «Ihr könnt die Revolution nicht aufhalten», skandierten Demonstranten. Das Massaker von Dallas, so sagte ein Aktivist von BLM der *New York Times*, sei «überhaupt kein Rückschlag» für die Bewegung. «Das zeigt den Menschen in diesem Land, dass die Wut der Schwarzen einen Siedepunkt erreicht hat.»

Ständig wird über Rassismus geredet in diesem Land, und doch hat man fahrlässig eine Möglichkeit übersehen: dass auch der Zorn nichtschwarzer Bürger einen Siedepunkt haben kann.

Aus dem Englischen von Wolfgang Koydl

## Debatten

# Sprachideologie

*Von Peter Keller — Bundesrat Berset will die Schweiz retten – und tritt die Volksrechte mit Füßen.*

**B**undesrat Alain Berset hat ein Machtwort gesprochen – wohl auf Französisch. Er setzt die Kantone unter Druck: Sie sollen sich auf eine gemeinsame «Sprachenstrategie» verständigen, das heisst zwingend zwei Fremdsprachen (wovon eine Landessprache) in der Primarschule einführen. Der Innenminister schlägt verschiedene Varianten vor, wie das schweizerische Schulwesen «harmonisiert» werden könne.

Damit fängt der höhere Unsinn schon an. Harmonisierung ist das Gegenteil von Vielfalt, nämlich Vereinheitlichung. Frankreich hat sein Territorium schon länger «harmonisiert» – und dabei das Elsässische mehr oder weniger ausgerottet, aber auch andere sprachliche Minderheiten wie das Baskische oder das Bretonische fast zum Verschwinden gebracht. Man kann nicht die Vielfalt der Schweiz in vier Landessprachen besingen und dann *par ordre du chef* eine Sprachendoktrin über alle verhängen. Das ist nicht einmal mehr widersprüchlich, sondern schlicht dumm.

### Von oben verordnet

Berset hat allerdings recht, wenn er sagt, dass die «Mehrsprachigkeit ein Wesensmerkmal der Schweiz» sei. Wir machen uns aber auch etwas vor: Eine mehrsprachige Schweiz heisst nicht unbedingt, dass auch jeder Schweizer mehrsprachig ist. Immerhin gibt es heute schon ein Sprachengesetz. Es verlangt, dass die Schüler «am Ende der obligatorischen Schulzeit» über «Kompetenzen» in mindestens einer zweiten Landessprache verfügen. *That's it*. Den Weg dorthin sollen die Kantone aber selber bestimmen. Das nennt man übrigens Föderalismus – und er ist ein mindestens so wichtiges Wesensmerkmal der Schweiz.

In gewissen Kantonen gebe es «Bestrebungen», den erreichten Harmonisierungsstand rückgängig zu machen, lässt Berset düster verlauten. Diese «Bestrebungen» sind in Wahrheit Volksinitiativen. Die Bevölkerung wehrt sich demokratisch gegen eine von oben verordnete Sprachenpolitik, deren Nutzen selbst Linguisten bestreiten. Umso seltsamer ist das Vorgehen des SP-Bundesrates: Er bemüht für sein sprachideologisches Vorgespannen ausgerechnet den «nationalen Zusammenhalt» – und tritt dabei gleichzeitig die wichtigsten Grundlagen unseres Zusammenlebens mit Füßen: die föderale Selbstbestimmung der Kantone und die demokratischen Rechte der Bevölkerung.

## Banken

# Im Fleischwolf

*Von Beat Gygi — Die Kurse fallen, und von überallher erklingen die Rufe nach staatlicher Stützung.*

**D**ie italienische Bankenbranche bringt plötzlich wieder grosse Nervosität in Finanzmärkte und Politik – nicht nur, weil die Kurse von Bankaktien in ganz Europa jüngst drastisch gefallen sind. Anleger und Händler blicken sorgenvoll auf italienische Finanzkonzerne, die in ungesundem Ausmass faule Kredite in der Bilanz haben.

Im Gespräch ist speziell die Bank Monte dei Paschi di Siena, bei der vielleicht gegen vierzig Prozent der vergebenen Kredite mehr oder weniger verloren sind. Fast wie koordiniert ertönen Rufe nach staatlicher Stützung, damit eine neue Bankenkrise verhindert werde. Der italienische Regierungschef Matteo Renzi strebt eine Rettung mit Staatsgeld an, ohne die Eigentümer zu belasten, wie dies die Regeln der Bankenunion eigentlich vorsähen. Philipp Hildebrand, Vizechef des weltgrössten Asset-Managers Blackrock, plädiert in mehreren Medienauftritten für staatliche Rekapitalisierung italienischer Banken, um eine Ansteckung der ganzen Euro-Zone zu verhindern. Und der Internationale Währungsfonds sieht die mit Krediten belasteten Banken als spezielle Gefahr für Italiens Wirtschaft.

### Ausnahmen gestattet

Alle kritisieren nun, in Europa habe man die Sanierung der Banken lange verschleppt – aber genau in diese Richtung wirken doch Spielregeln und Politik der EU. Erstens schüttet die Europäische Zentralbank (EZB) Unmengen von Geld in die Märkte, um die Banken zur Kreditvergabe zu bewegen und so wenigstens scheinbar Wirtschaftswachstum zu erzeugen. Der EZB-Chef und Italiener Mario Draghi versucht das Geld geradezu mit Gewalt durch die Geschäftsbanken hindurch in die Firmen zu drücken wie durch einen Fleischwolf. Es ist nicht erstaunlich, dass ein Teil davon in sinnlose und unrentable Projekte fliesst und verlorenght.

Zweitens bevorzugen die Regeln der Bankenunion unsolide Länder und Banken. Zwar sollten bei Sanierungen oder Rettungen die Bankeigentümer eigentlich ihren Teil leisten, aber wenn eine Systemkrise droht und die Stabilität der ganzen Zone gefährdet ist, sind Ausnahmen gestattet. Und Euro-Politiker neigen dazu, sich rasch gegenseitig Ausnahmen zu gestatten, da ja anonyme Steuerzahler dafür bezahlen. Auf die Dauer kostet diese chronische Krankheit wohl mehr, als wenn man einen Bankenzusammenbruch zuliesse.

# Portugal verrät sich selbst

Von Marcel Reif — Im EM-Final hätte ich Haus und Hof auf Frankreich verwettet. Ronaldo ging vom Platz, und alles kam anders. Irgendwer da oben hat viel Gespür für merkwürdige Pointen.



Die letzte Pointe der EM hat gegessen: Ausgerechnet die Portugiesen, die unsäglichen Verhinderungsfussball auf ihre Fahne geschrieben haben, sind Europameister geworden. Über keine Mannschaft habe ich mich so geärgert. Portugal, das bisher immer für das gepflegte, offensive Spiel stand und Heimat filigraner Schöngesteirer aus dem Delikatessenladen des Fussballs war wie Figo oder Deco, hat im Verlaufe dieses mittelmässigen Turniers immer mehr seine DNA verraten.

Dazu hatte Cristiano Ronaldo eine Verletzung aus der finalen Phase der Champions League mitgeschleppt und war nie auf seinem gewohnten Fitness-Level. Die Portugiesen waren für mich nicht mal ein Aussenseiter. Vorne ist nichts gegangen, hinten haben sie gegen Ungarn (!) in der Vorrunde drei Tore kassiert. Nur Ronaldo hat die Minimalisten mit wunderbaren Toren gerettet, sonst wären sie frühzeitig ausgeschieden. Nach dem Offenbarungseid gegen Ungarn muss ihnen Trainer Fernando Santos gesagt haben, mit Defensive könne man hier etwas gewinnen. Konträr zum früheren Dogma «Lieber schön verlieren als hässlich siegen». So haben sich die Portugiesen bis ins Finale gemauert, und da hätte ich Haus und Hof auf Frankreich verwettet.

## Geste eines grossen Sportlers

Erster Impuls nach dem Foul von Payet an Ronaldo nach acht Minuten: «Wir können abschalten, Frankreich wird Europameister, wir bedanken uns für den freien Abend. Punkt.» Dann rennen sie fünfzehn Minuten lang zu Ronaldo, ihrem einzigen aussergewöhnlichen Spieler, und fragen nach, ob's noch weitergehe. Und plötzlich finden sie aus Hoffnungslosigkeit zu ungeahnter Stärke.

Als der verzweifelte Ronaldo auf der Bahre hinausgetragen wurde, hat ihn Didier Deschamps fast unmerklich mit der Hand leicht berührt. Eine grosse Geste eines grossen Sportlers. Das hatte Stil und versöhnt mich ein wenig mit dieser EM.

Alles war bereit für eine rauschende französische Champagner-Fete, aber mit jeder Minute hat Portugal erkannt: «Wir können nur noch etwas gewinnen.» Und Frankreich wird immer nervöser. Man konnte die Gedanken an den Gesichtern ablesen – «Um Himmels willen, wir können dieses Spiel ja auch verlieren». Portugal kombiniert (vor allem in der Verlängerung), kreierte Chancen, und spätestens nach der Eruption des bei seinen Vereinen sagenhaft erfolglosen Eder sind die französischen Gesichtszüge endgültig entgleist. Und ich mache meinen Frieden mit Ronaldo, auch wenn er für meinen Geschmack zu affirmativ und extrovertiert ist. Ich behaupte: Mit Ronaldo auf dem Platz wäre Frankreich jetzt Europameister, so aber war plötzlich alles auf den Kopf gestellt.

Das Turnier selbst wird uns nicht weiterbringen. Viel zu lang und zu schlecht. Es hat sich eine defensive Kultur breitgemacht, die bei mir keine Freude aufkommen lässt. Ich hoffe nur, das wird nicht stilbildend.

Dass sie bei der Uefa zu Verstand kommen und ihren Fehler korrigieren könnten, halte ich für ausgeschlossen. Es kommt mir vor, als ob ein Kreis von durchgeknallten Bösewichten Klausur gehalten hätte mit dem Themenschwerpunkt: «Wie beschädige ich ein prima funktionierendes Modell am besten



Frieden: EM-Star Ronaldo.

und möglichst nachhaltig?» Ratio, Anstand, Liebe zum Spiel – ich habe die Hoffnung aufgegeben, diese Eigenschaften bei den allmächtigen Funktionären doch noch zu finden.

Amüsant waren die Fans, die Iren, Isländer und Nordiren. Aber darf man wirklich davon ausgehen, dass die auch bei der quer über Europa verstreuten EM in vier Jahren zehntausend Kilometer von Dublin nach Baku reisen?

Ich werfe auch den sportlich limitierten – und deshalb völlig nachvollziehbar mauernenden – Underdogs wie Nordirland nichts vor. Deren Trainer hat nach dem 0:1 gegen Deutschland *extra dry* angemerkt, er sei, bitte schön, nicht dafür verantwortlich, wenn die Deutschen 7:0 gewannen.

## Sie dürfen gerne wiederkommen

Aber nehmen wir es fröhlich: SV Darmstadt 98 bleibt in der Bundesliga, Leicester City wurde englischer Meister, Atlético Madrid war im Finale der Champions League, nachdem sie den FC Barcelona und den FC Bayern München rausgekegelt hatten, und der FC Zürich steigt in die Challenge League ab. Und so wurde Portugal als logische Konsequenz eben Europameister. Irgendwer da oben hat viel Gespür für merkwürdige Pointen. Ich wage zu bezweifeln, dass wir das nochmals erleben werden. Und das wäre auch gut so.

Zur Schweiz: Sie hat ein ordentliches Turnier gespielt. Von mehr zu träumen, wäre vermessen gewesen – aber bei diesem Turnier doch auch möglich... Shaqiri hat das vielleicht schönste Tor der EM geschossen. Im Elfmeterschiessen rauszufliegen, kann passieren. Jedenfalls dürfen die Eidgenossen gerne wiederkommen – das gilt nicht für alle.

In Portugal feiern sie also zu Recht. Wenn der Jubel abgeflaut ist, werden sie sich vielleicht Gedanken machen, ob der Erfolg wirklich alle Mittel heiligt. Andere denken darüber nach, ob die taktische Richtung stimmt. Ob es sich vielleicht nicht doch lohnt, Spiele zu gewinnen und nicht nur nicht zu verlieren. England wird wieder einmal einen Strukturwechsel ankündigen, aber im Morast der Zwänge der Premier League steckenbleiben. Italien wird sich verjüngen und im Idealfall auf den eigenen Nachwuchs setzen. Die organisierten Deutschen werden eine Rasterfahndung nach tauglichen Mittelstürmern und Aussenverteidigern einleiten. Frankreich wird diese schmerzliche Niederlage bei der WM in zwei Jahren korrigieren wollen und können. Und Spanien wird sich nichts weniger als neu erfinden müssen.

Marcel Reif ist einer der bekanntesten Sportjournalisten. Als Kommentator erreichte er Kultstatus.



**Abschiebeprogramm:** protestierende Jugendliche in Paris, April 2016.



**Praktische Intelligenz:** Elektriker-Lehrling in Kriens LU.

## Bildung

# Die europäische Tragödie

**Von Rudolf Strahm — Die Jugendarbeitslosigkeit in der EU hat längst niederschmetternde Höhen erreicht. Der Grund: Viele EU-Staaten stecken in der Akademisierungsfalle. Die Schweiz macht es besser.**

Welch ein Drama in Europa! Über fünf Millionen Jugendliche unter 25 Jahren sind im EU-Raum als Arbeitslose registriert. Fast ein Viertel der Jugendlichen, die nicht gerade in der Ausbildung stecken, sind arbeitslos. Das ist ein Versagen der Wirtschafts- und Bildungspolitik von historischem Ausmass. Es gibt keine grössere Demütigung eines jungen Menschen als das Gefühl, er werde nicht gebraucht. Protestbewegungen von Jugendlichen in Frankreich, Italien, Spanien und Griechenland sind zuallererst auf deren berufliche, arbeitsmarktliche Perspektivlosigkeit zurückzuführen.

### Bildungsdünkel

Da werden unterschiedliche Ursachen für dieses wirtschaftliche und soziale Debakel vorgeschoben: etwa die Schwächen des Unternehmertums, die Konkurrenz der globalen Wirtschaft oder die Starrheit der Arbeitsmarktregulierung. Das mag alles eine Rolle spielen. Aber matchentscheidend ist das Bildungssystem, ist dessen fehlende Arbeitsmarktbe-fähigung. Die Bildungseliten Europas und der internationalen Organisationen verschweigen und verdrängen die entscheidenden Unterschiede der Bildungssysteme. Es geht in Europa um die fehlende Employability, also die mangelnde Arbeitsmarktbe-fähigung der Bildungssysteme. Die Korrelation zwischen Bildungs-

system und Jugendarbeitslosigkeit zeigt klar die Gründe für die Diskrepanzen in der Arbeitslosigkeit (siehe Grafik).

Europa, vor allem Südeuropa und Frankreich, steckt in der Akademisierungsfalle. Die EU-Länder, die eine formale, duale Berufsbildung kennen, haben Jugendarbeitslosenquoten von 10 Prozent oder weniger. Dazu gehören die Schweiz, Deutschland, Österreich, Liechtenstein, aber auch – etwas weniger ausgeprägt – die Niederlande und Dänemark. Duale Berufsbildung bedeutet: eine Kombination von betrieblicher Berufslehre und staatlicher Berufsfachschule.

Die lateinischen Länder kennen keine formale, betriebliche Berufslehre. Ihre Jugendarbeitslosenquoten sind zwei- oder dreimal höher. Die Quote beträgt 25 Prozent in Frankreich, 40 Prozent in Italien, 48 Prozent in Spanien, 32 Prozent in Portugal und sogar 49 Prozent in Griechenland. Selbst Schweden, ein hochkompetitives Land mit einem guten technischen Bildungssystem, aber ohne duale Berufsbildung, hat eine Quote von 20 Prozent, Finnland sogar eine von 22 Prozent. Entsprechend ist in diesen Staaten auch die Arbeitslosigkeit bei den Erwachsenen höher. Entscheidend für die Arbeitslosenquoten sind nicht die Wirtschaftswachstumsraten, sondern die Praxisnähe und Berufsintegrationsfähigkeit der

Ausbildung. Die Berufslehre hat den Vorteil, dass sie auch die praktische Intelligenz der Menschen nutzt und qualifiziert.

Demgegenüber liegen die Maturitätsquoten in Südeuropa und Frankreich bedeutend höher als in der Schweiz und in den Berufsbildungsländern. In Frankreich absolvieren rund 55 Prozent der Jugendlichen ein *baccalauréat*, in Italien besuchen 75 Prozent das Liceo mit einem maturitätsähnlichen Abschluss. Universitätsabsolventen arbeiten danach als Taxifahrer, Hotelrezeptionisten oder Kellner. In der Schweiz liegt die Quote der gymnasialen Maturität bei 20 Prozent, jene der Berufsmaturität (die verbunden ist mit einer Berufslehre) bei 13 Prozent.

Frankreich und Italien haben relativ mehr universitäre Ingenieure und Naturwissenschaftler als die Schweiz. Und dennoch sind sie immer weniger konkurrenzfähig! Beide Länder erleben einen dramatischen Niedergang ihrer Industrien. Frankreich, die ehemals stolze und starke Industrienation, hat heute nur noch 11 Prozent Beschäftigte im Industriesektor. In der Schweiz und in Deutschland ist der Anteil doppelt so hoch.

Die französische Bildungselite, geschult an einigen wenigen Renommier-Universitäten, pflegt ihren Bildungsdünkel und erweist sich als zunehmend unfähig, die internationale Konkurrenzfähigkeit der Wirtschaft zu erhalten. Die berufspraktischen Tätigkeiten sind mit einem sozialen Stigma behaftet. Berufsbildung, *formation professionnelle*, gilt in Frankreich als ein Abschiebeprogramm «pour les plus défavorisés», also für die ganz schwachen, arbeitslosen Jugendlichen in den Banlieues.

In der deutschen Schweiz dagegen beginnen heute noch rund 65 Prozent aller Jugendlichen ihre Karriere mit einer Berufslehre; ein Drittel

bis die Hälfte von ihnen besucht dann anschliessend weitere Bildungsstufen wie etwa Fachhochschulen und absolviert ständig Umschulungen auf neue Technologien. Die ländliche Wirtschaftselite bei uns beginnt ihren Werdegang mit der Berufsbildung, und deshalb hält sie eine hohe Wertschätzung der Berufslehre aufrecht und investiert ihrerseits viel in die Ausbildung von Lernenden im Betrieb.

### Wo sind die ausgebildeten Fachkräfte?

Wer in der betrieblich-industriellen Praxis steht, braucht keine langen Erklärungen für die Akademisierungsfalle der südeuropäischen Wirtschaft: Es braucht zwar gute Ingenieure, Forscher, Entwickler. Aber die Hightech-Industrie benötigt ebenso praxisorientierte Fachkräfte, die rasch mit neuen Technologien umgehen können und die Innovationen in die Praxis umzusetzen wissen. Neue Netztechniken, neue Materialtechnologien, Automaten, Roboter und die Industrie 4.0 benötigen neben der spezialisierten Entwicklung eben auch Präzisionsarbeit, Exaktheit, Anwendungskompetenz für die rasche betriebliche Innovation im industriellen Wertschöpfungsprozess. Wo die *skilled workforce* fehlt, also die technisch ausgebildeten und anwendungsorientierten Fachkräfte, ist auch die kommerzielle Höherentwicklung und Nutzung von Hightech behindert.

Die höhere Produktivität und Kompetenz zeigt sich nicht nur in der Industrie. Auch im Dienstleistungssektor, etwa im Gesundheitswesen, in Spitälern und Heimen, in den Verkehrs-, Logistik- und Handelsbranchen zählen Präzisionsarbeit, Raschheit, Zuverlässigkeit und natürlich ständig verbesserte Arbeitsprozesse. Im Rating der «Process Sophistication», also bei den effizienten Verfahren, ist die Schweiz stets in der Spitzengruppe vertreten.

Konzeptionell hat die lange propagierte Theorie von der Wissensgesellschaft den Europäern einen Streich gespielt. Die Theorie vom unaufhaltsamen Trend zur Wissensgesellschaft («knowledge-based society») von Daniel Bell

hat die Europäer, aber auch die angelsächsischen Länder beflügelt, immer mehr akademische Berufe zu fördern. Man vernachlässigte die «skills development», die berufspraktische Investition in die Hightech-Praxis.

### Verpasste Innovation

Südeuropa blieb auf den traditionellen, ausgeprägten Industrien sitzen. Noch vor zwei Jahrzehnten waren Italien, Spanien, Portugal die Hauptlieferanten von Textilien, Bekleidung, Schuhen, Haushaltsgeräten, teilweise auch von Hauselektronik für ganz Europa. Ostasien hat Südeuropa in diesen Industrien den Rang abgelassen. Zuerst waren dies Taiwan, Südkorea, die Philippinen und Hongkong, dann

### Es gibt keine grössere Demütigung eines jungen Menschen als das Gefühl, er werde nicht gebraucht.

folgte China als Exportgigant, jetzt kommen auch Vietnam und Bangladesch hinzu. Sie haben die Massenkongüterindustrie Europas verdrängt. Auf die Frage nach den Gründen für Europas Wirtschaftsschwäche müsste man antworten: «It's China, stupid!»

Wenn wir allein die Exporte der Volksrepublik China von verarbeiteten Industrieprodukten nach Europa in Beschäftigungsvolumen umrechnen, dann hat China seit Ende der neunziger Jahre mindestens 26 Millionen Arbeitsplätze in Europa verdrängt. Wenn man dieser Rechnung die tieferen Arbeitskosten und die Produktivität Chinas zugrunde legt, umfasst der Verdrängungseffekt sogar 40 Millionen Arbeitsplätze.

Die Industrien der nördlichen Länder, etwa Deutschlands, Österreichs, Dänemarks, Schwedens – ganz besonders auch die Schweizer Industrie – sind dank praxisorientierter Ausbildung und hoher Anpassungsfähigkeit auf Produktionsbereiche mit höherer Wertschöpfung ausgewichen. Sie produzieren nicht mehr Textilien, sondern Textilmaschinen und Trikotautomaten, sie produzieren elektroni-

sche Hightech-Einrichtungen, Messgeräte, Medizinaltechnologien. Die traditionellen Industrienationen Südeuropas, aber auch Grossbritannien folgten dem Trend der Desindustrialisierung.

Die Medaille der technologischen Innovation hat eben zwei Seiten: Die eine Seite bilden Forschung und Entwicklung, und dazu braucht es Fachhochschulen und Hochschulen; die andere Seite der Medaille aber ist die rasche, praxisorientierte Umsetzung der Innovationen im industriellen Prozess, und dabei ist die Berufsbildung entscheidend. Die Eliten Südeuropas und der lateinischen Länder haben in ihrem Bildungsdünkel diese Doppelseitigkeit der ökonomischen Medaille vernachlässigt. Wirtschaftspolitik ist eben auch Bildungspolitik. Und Bildungspolitik ist Wirtschaftspolitik.

### Euro-Zone auf einer Reise ins Ungewisse

Die abnehmende internationale Konkurrenzfähigkeit der südeuropäischen und der französischen Wirtschaft und deren Desindustrialisierung zeigen makroökonomische Folgen. Diese industriell schwächelnden Volkswirtschaften produzieren wachsende Handelsbilanzdefizite. Diese werden durch die gemeinsame Euro-Währung teilweise überdeckt. Die Euro-Zone leidet unter der «Target-Falle». Das heisst, die südeuropäischen Defizite werden durch den monetären Ausgleichsmechanismus innerhalb der Euro-Zone aufgefangen.

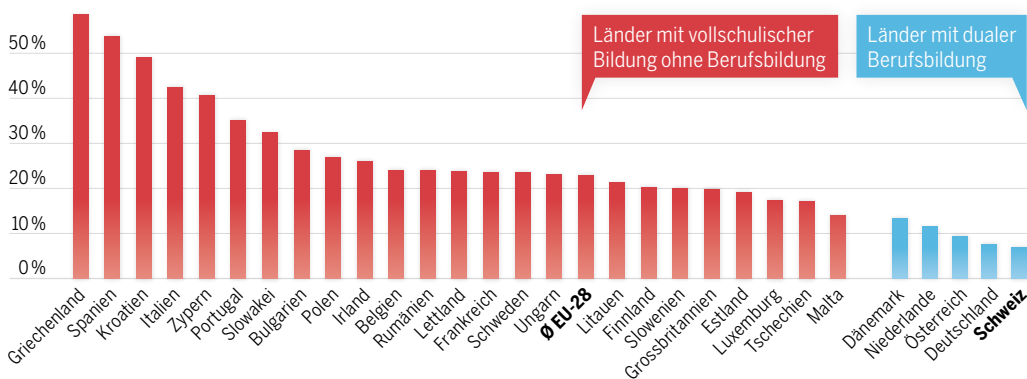
Eigentlich müssten die schwächelnden Staaten Südeuropas und Frankreich ihre Währung jetzt abwerten können, um die Produktivitätsdefizite aufzufangen, doch das können sie in der Euro-Zone nicht. Wie dieser schleichende Prozess wachsender innereuropäischer Disparitäten weitergeht und wie er aufzufangen wäre – darüber weiss kaum jemand Bescheid. Der Ratschlag, die Südeuropäer müssten halt ihre Arbeitsmärkte deregulieren, ist eine hilflose Ersatzrhetorik.

Die systemischen Zusammenhänge nach dem Wirkungsschema: schlechtes Bildungssystem, tiefe Produktivität, mangelnde internationale Konkurrenzfähigkeit und in der Folge wachsende Disparitäten zwischen den europäischen Nationen, sind uns viel zu wenig bewusst. Ökonomen ignorieren oft die Bedeutung der Berufsbildung und der damit zusammenhängenden tiefen Arbeitsproduktivitäten. Was man in der Wirtschaftswissenschaft nicht kennt, das misst man nicht. Und was man nicht messen und in die ökonometrischen Modelle einbauen kann, existiert nicht. Auch dieses Wissensdefizit gehört zum Drama der europäischen Wirtschaft.

**Rudolf Strahm**, 72, ist Nationalökonom und Chemiker. Er war Nationalrat (SP) und eidgenössischer Preisüberwacher. Zuletzt erschien von ihm «Die Akademisierungsfalle. Warum nicht alle an die Uni müssen», Hep-Verlag, 2014. 240 S., Fr, 37.-. www.rudolfstrahm.ch

### Jugendarbeitslosigkeit in Europa und Diskrepanz der Bildungssysteme

Jugendarbeitslosenquote: Anteil der Arbeitslosen an den Erwerbspersonen in Prozent, Alter 15–24 Jahre, 1. Quartal 2014



QUELLE: EUROSTAT (STRAHM/HEP-VERLAG)

### Höhere Anpassungsfähigkeit dank praxisorientierter Ausbildung.

## Personenkontrolle

**Couchepin, Tschäppät, Bosshard, Guyer, Molina, Funciello, Espahangizi, Müslüm, Springman, Guzzella, Hauser, Kleiner, Müller, Straub, McLorin Salvant, Sachs, Krall**

Dass alt Bundesrat Pascal Couchepin (FDP) in der NZZ den Brexit negativ beurteilt («keine Sternstunde der Demokratie»), war zu erwarten. Neu ist aber, dass Couchepin Mitglied des EU-Beitritts-Vereins Nebs ist; als Bundesrat hat er eine Mitgliedschaft bei diesem tapferen Trüppchen stets abgestritten. Auf «Mandate in der Privatwirtschaft», so die NZZ weiter, habe Couchepin nach seiner Amtszeit «bewusst verzichtet». Möglich wäre auch, dass es gar keine entsprechenden Angebote gab – Couchepin würde dann so glaubwürdig wirken, wie wenn er vor der Fussball-EM behauptet hätte, auf eine Qualifikation innerhalb der Nationalmannschaft «bewusst verzichtet» zu haben. (möö)

Alexander Tschäppät, SP-Fürst und Präsident der Stadt Bern, wird von einer rot-grünen Lebenslüge eingeholt. Jahrelang haben er und seine Genossen trotz Gewaltexzessen um das alternative Kulturzentrum Reithalle die Probleme mit Verweis auf das Kulturangebot kleingeredet. Nun werden die haarsträubenden Zustände auch von den Betreibern selber bestätigt. Mit dem Eingeständnis, der Vorplatz habe sich zum Kristallisationspunkt gesellschaftlicher Probleme entwickelt, kündigen sie die Schliessung an. Die Schuld an den Zuständen schieben die Reitschüler auch der Stadtverwaltung in die Schuhe. Da verschlägt es für einmal selbst dem Berner Sprücheklopfer Tschäppät die Sprache. Er will die Schliessung nicht kommentieren. (hmo)

Die Berichterstattung der *Weltwoche* über Missstände im See-Spital Horgen hinterlässt deutliche Spuren: Ein dubioser Arzt musste gehen, Spitalpräsident Walter Bosshard nahm den Hut, und der Kanton traf aufsichtsrechtliche Massnahmen. Noch hängig ist ein Strafverfahren gegen führende Personen des Spitals. Diese leugnen aber bis heute ihre Mitverantwortung an den Missständen. Nun versetzte Peter Guyer der Spitalspitze einen Seitenhieb. Der langjährige Chefarzt Chirurgie am See-Spital wechselte Anfang Juli an eine andere Klinik. Die Kritik der Medien sei für ihn «nachvollziehbar» gewesen, sagte Guyer gegenüber der *Zürichsee-Zeitung*, wenn auch «sehr unangenehm». Im See-Spital würden rund tausend Personen arbeiten, führte Guyer weiter aus.



An der Maturafeier: Polit-Aktivistin Kleiner.



Neu bei Nebs: alt Bundesrat Couchepin.



Kein Kommentar: Stadtpräsident Tschäppät.

«99 Prozent davon machen ihre Arbeit korrekt.» Man rechne: Wenn ein Prozent des Personals also nicht korrekt arbeitet, sind das immerhin etwa zehn Personen. (are)

Das Referendum gegen das Schnüffelgesetz Büpf ist knapp gescheitert. Bereits lange bevor dies Tatsache geworden ist, schob der abtretende Juso-Präsident Fabian Molina vorsorglich den Schwarzen Peter seinen Partnern am Referendumstisch via *Blick* zu: «Schuld sind die bürgerlichen Parteien.» Wie man jetzt sieht, haben allerdings Molinas Jungsozialisten massgeblichen Anteil an dem Debakel: Statt der versprochenen 10 000 Unterschriften haben sie weniger als 5000 beige-steuert. Dies, obwohl die Juso als einzige Jungpartei ihre Vorstandsmitglieder entlohnt. Molinas Nachfolgerin Tamara Funciello, die zudem bei der Unia als Gewerkschaftssekretärin amtiert, bekommt einen Juso-Jahreslohn von 39 000 Franken. Zum Vergleich: Die Jungfreisinnigen, bei denen man sich ehrenamtlich engagiert, haben fast doppelt so viele Unterstützer für das Büpf-Referendum mobilisiert wie die bezahlten Jungfunktionäre von links. (fsc)

«Die Schweiz muss sich neu erfinden», befiehlt Kijan Malte Espahangizi im *Tages-Anzeiger*. Der Deutsch-Iraner kam 2006 an die ETH, um über «die Rolle von Glasgefässen in der Geschichte moderner Laborforschung» zu dissertieren. Er führt dort jetzt das Zentrum für Geschichte des Wissens und tritt als Migrationsforscher auf, mangels wissenschaftlicher Publikationen in umso wortgewaltigeren Artikeln und Interviews. Im jüngsten, nach ei-



In St. Moritz: Sängerin McLorin Salvant.

nem Gespräch mit Müslüm an der Uni Zürich, schimpfte er, die Reaktionen auf den Anlass zeigten, dass «die blosse Anwesenheit von Secundos an einer Schweizer Uni immer noch Irritationspotenzial hat». Irritierend ist allerdings nur die Ignoranz des Historikers: Die Hochschule, die ihn für solchen Schwachsinn bezahlt, führen als Rektorin Sarah Springman, eine britische Ingenieurin, und als Präsident Lino Guzzella, Sohn eines italienischen Ziegeleiarbeiters. (sär)

Mindestens mit einem Bundesrat oder Konzernlenker rechneten die Besucher der Maturafeier der Kantonsschule Zürcher Unterland (KZU) bei der wortgewaltigen Einführung des Festredners durch Rektor Jakob Hauser. Auf die Bühne trat dann allerdings Flavia Kleiner von der Operation Libero. Die ehemalige KZU-Schülerin nutzte den Auftritt für viel politische Werbung gegen den Brexit, gegen die SVP und für die EU. Unter anderem zog sie über «zwei Inselbewohner namens Farage und Johnson» her. Ob Rektor Hauser bei der nächsten Festivität einen glühenden Verfechter der

Masseneinwanderungsinitiative aufbieten wird, um die «Kanti» politisch wieder etwas auszubalancieren? Nein, sagt er auf Anfrage, er habe Kleiners Auftritt lediglich als «flammen- des Plädoyer für politische Mitwirkung» ver- standen. Fairerweise bleibt anzumerken, dass der umtriebige Schulchef und Historiker frü- her auch schon rechtsgerichtete Redner nach Bülach geholt hat. (fsc)

Sonderbares spielt sich in Zug ab. Dort haben Stadtpräsident **Dolfi Müller** (SP) und Stadträtin **Vroni Straub** (CSP, Fraktion der Alternativen-Grünen) einen offenen Brief unterschrieben, der sich gegen einen Beschluss des Grossen Gemeinderats wendet, aus dem Rechnungsüberschuss keine Entwicklungshilfegelder mehr ins Ausland zu überweisen. Zwei Regierungsmitglieder protestieren also öffentlich gegen die Finanzhoheit des Parlaments. Man reibt sich die Augen: Ist die demokratische Gewaltenteilung in Zug etwa unbekannt? (gut)

So intim wie am Festival da Jazz in St. Moritz lassen sich die Stars des Genres selten erleben. **Cécile McLorin Salvant** eröffnete das Festival mit einem Konzert am 7. Juli. Die 26-jährige Amerikanerin gewann in diesem Jahr mit «For One to Love» einen Grammy Award für das beste Jazzalbum. Rospelkurzes Haar, blaue Lackschühchen, ein schönes Kindergesicht und eine Stimme, so naturgewaltig in der Amplitude und weit im Ausdrucksspektrum, dass sie mit dem naiven Alter der Sängerin verblüffend kontrastiert. Im «Dracula Club» von **Rolf Sachs**, der nur um die 120 Personen fasst, finden die Hauptkonzerte des Festivals statt. Selbst jenes am 16. Juli: Mit **Diana Krall** tritt die erfolgreichste Jazzmusikerin der letzten Jahrzehnte in St. Moritz auf. (dia)

## Nachruf



*Geheimer Widerstand:* Jurist Strasser.

**Hans-Rudolf Strasser alias «Franz» (1936–2016)** — Von 1940 bis 1990 unterhielt die Schweiz für den Fall einer Besetzung durch Hitlerdeutschland oder die Truppen des Warschauer Paktes eine geheime Widerstandsorganisation. Sie sollte dem Bundesrat im Exil als Nachrichtenquelle im feindbesetzten Gebiet dienen und den Widerstand der Bevölkerung unterstützen. In den bis 2041 gesperrten Personallisten dieser fünfzig geheimen Jahre ist die Berufsgattung der Journalisten auffallend stark vertreten. Chefredaktoren von *Volksrecht*, *Tat* und *Brückenbauer* bis zu den Basler Blättern, *NZZ* und *Weltwoche*

dienten in der klandestinen Organisation. Auch der promovierte Jurist und Redaktor der *Basler Nachrichten*, Hans-Rudolf Strasser, gehörte zum geheimen Widerstand.

Das Militärdepartement (EMD) liess Hans-Rudolf Strasser in Schottland beim Geheimdienst MI6 ausbilden und übertrug ihm die Leitung der Ausbildung der Informationschefs der achtzig Widerstandszellen. Zudem holte die Armee ihn als EMD-Pressesprecher nach Bern. Neben seinem Beruf diente er in aller Stille und unter strengster Geheimhaltung über zwanzig Jahre lang den Widerstandschefs Amstutz, Bachmann und Cattelan.

Als die Organisation am Ende des Kalten Krieges nach einem Medien-Hype und entsprechend hysterischen Reaktionen der Politik aufgelöst wurde, liess ein PUK-Mitglied Strassers Namen an die Medien durchsickern. Innerhalb von zwei Minuten stellte Bundesrat Kaspar Villiger den Mann auf die Strasse. Er wird wohl der einzige Bundesbeamte bleiben, der auf diese Weise fristlos geschasst wurde: nicht etwa, weil er die strikte Geheimhaltung verletzt hätte, sondern weil er sie gewahrt hat.

Der kleingewachsene Mann mit dem Decknamen «Franz» gab nicht auf. Hartnäckig rang er 2009 dem Bundesrat den Entschaid ab, die alten Frauen und Männer des Widerstandes endlich aus ihrer Dienstpflicht zu entlassen, und zwar in allen Ehren. Als Präsident der Veteranenvereinigung «Club 717» begleitete er die Entlassungsfeierlichkeiten in den Kantonen. Am Tage des Brexit ist Franz nach langer Krankheit still von uns gegangen. *Felix Nöthiger*

# Unter die Lupe genommen:

## Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Wir kümmern uns nicht nur um die Sicherheit Ihres Internets, sondern auch um die termingerechte und zuverlässige Umsetzung Ihrer Netzwerkprojekte.

**Rolf Schwendener**  
Teamleiter  
Projekt Implementation

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.  
Rolf Schwendener | Tel. 044 578 78 78 | [business.upc.ch](http://business.upc.ch)  
Corporate Network · Internet · Phone · TV



## Es roch nach Pinien, Blüten, Wein und Sex

Von *Taki Theodoracopulos* — Als ich zum ersten Mal aus meinem Internat an die Côte d'Azur kam, erschien mir diese Welt wie ein Paradies. Man traf auf Künstler, Industrielle und Hollywood-Bosse. Vor der Küste ankerte Errol Flynns majestätischer Schoner. Dann kamen die Immobilienhaie, Araber und Russen.



Wie eine Herzogin in einem Freudenhaus: Saint-Jean-Cap-Ferrat.





**W**ie immer die gute Nachricht zuerst: Endlich ist Sommer, und es gibt kaum einen besseren Ort für diese Zeit als die Côte d'Azur. Ich erinnere mich an sie, als wäre es gestern gewesen. Zum ersten Mal sah ich diesen magischen Ort von meiner Kabine auf der «SS Constitution» aus, das war 1952, ich war gerade einmal fünfzehn Jahre alt. Es war sechs Uhr morgens, und ich hatte die ganze Nacht durchgemacht wie ein Erwachsener, und dann sah ich durch das Bullauge meiner Erstklasskabine und roch den Pinienduft, der vom Ufer herüberwehte. Meine Eltern hatten mir von der märchenhaften französischen Riviera erzählt, die wir in diesem Sommer besuchen würden, mein Vater bezeichnete sie als einen sonnigen Ort für zwielichtige Leute, was ein Zitat von William Somerset Maughams Bonmot über Monte-Carlo war. Papa sagte auch, dass es dort nach Sex rieche, und kaum waren wir an Land gegangen, verstand ich, was er damit meinte.

Im Jahr 1952, nur sieben Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, waren nur wenige Autos auf den Strassen zu sehen, ein paar 2 CV und Peugeots, daneben aber viele Rolls-Royces und Bentleys, meist mit Chauffeuren am Steuer und blitzblank. Als wir den Strand von Cannes entlangfuhren, sah ich Hunderte von praktisch unbedeckten Frauen, die winzige Bikinis trugen – ein Anblick, der an den damals puritanischen Stränden Amerikas, wie ich sie kannte, ebenso selten war wie eine Herzogin in einem Freudenhaus. Es roch nach

---

### Halbnackte Frauen, Männer in weissen Leinenhosen, Personal in Uniformen – es war überwältigend.

---

Pinien, Blüten, Wein und Sex. Im Hafen von Cannes lagen einige schöne Segelboote, aber Errol Flynns Schoner «Zaca» stach die kleineren aus. Wir fuhren zum «Hôtel du Cap» mit dem sagenhaften «Eden Roc», dem Bade- und Kabinenbereich, wo ich die nächsten fünfundzwanzig Sommer verbringen sollte.

Nach acht Jahren Krieg in Griechenland und vier Jahren in einem strengen amerikanischen Internat kam mir diese Welt, ich sage das ohne Übertreibung, wie ein Traumparadies vor. Halbnackte Frauen, Männer in weissen Leinenhosen und passenden Schuhen, Damen mit Sonnenschirm und Personal in goldbetresten Uniformen – es war geradezu überwältigend. Im Hotel lernte ich ein paar ältere Kinder von griechischen Reedern kennen, die mich am Abend gleich mit nach Juan-les-Pins nahmen. Wieder eine Offenbarung. Sidney Bechet, der grosse schwarze amerikanische Saxofonspieler, trat im «Vieux Colombier» auf, und René le Grand war der Star im «Chez Maxim's». Ich lernte die zwei Jahre ältere Mary kennen, tanzte mit ihr, verliebte mich augenblicklich und

bewegte mich für den Rest des Sommers wie auf einer Wolke. Vier Wochen später war es Zeit, zurückzukehren in das Gefängnis namens Internat, es war ein harter Schnitt.

Fünf Jahre später war ich ein freier Mann und erinnerte mich an meinen Schwur, zurückzukehren und Dick Diver zu finden, die tragische Figur in F. Scott Fitzgeralds Roman «Zärtlich ist die Nacht». Wenn Fitzgerald der geistige Vater der Côte d'Azur war, dann waren die Kunstmäzene Gerald und Sara Murphy die faktischen Gründer. Ihre Villa America in Antibes, wo Fitzgeralds Roman grösstenteils spielt, war im Sommer eine einzige *house party*.

Gerald und Sara hatten die Côte d'Azur irgendwann in den 1920ern entdeckt. Bis dahin waren vornehme Engländer im Winter gekommen, von daher auch der Name «Promenade

---

### Von Autounfällen abgesehen, war das Leben so angenehm, wie man es sich nur wünschen konnte.

---

des Anglais» in Nizza. Gerald und Sara luden ihre Freunde ein, sie im Sommer zu besuchen – Picasso, Hemingway, Dos Passos, Fitzgerald sowie zahlreiche französische Maler und Künstler. Die Villa America war ein hübsches Anwesen inmitten der Pinien in Antibes. Fotos zeigen Picasso und Sarah, die am Strand herumtollen. Bis auf den einen oder anderen Einheimischen war der Strand meist leer. Und plötzlich ging alles los. Die Reichen fanden die Côte d'Azur attraktiv, weil sie sich mit ihresgleichen amüsieren konnten, die Künstler fanden das Licht so faszinierend, so unvergleichlich. Matisse, Cézanne, de Staël, Maugham, Greene, Djagilew, sie alle verkehrten mit britischen Royals, exilierten russischen Grossfürsten, europäischen Industriellen und Hollywood-Bossen.

#### Winston Churchill und Greta Garbo

Und dies ist die Szene, die ich als Zwanzigjähriger bei meiner Rückkehr 1957 vorfand: Mittelpunkt war die grandiose Villa La Leopolda, erbaut vom belgischen König, aber damals gehörte sie Gianni Agnelli, dem charismatischen Eigentümer von Fiat und Enkel des Firmengründers. Die Villa lag oberhalb von Beaulieu-sur-Mer, das Grundstück erstreckte sich hinunter bis fast an den Hafen. Die Agnellis boten nonstop Unterhaltung, und wer Zugang zu ihrem Haus hatte, gehörte zur Gesellschaft. (Gianni freundete sich gleich in der ersten Woche mit mir an und nahm mich wie einen jüngeren Bruder unter seine Fittiche. Zu sagen, dass es mein Leben bedeutend vereinfachte, wäre eine grosse Untertreibung.) Niarchos' prächtiger Dreimaster, die «Créole», lag vor Villefranche, Onassis' schwimmender Palast, die «Christina», lag im Hafen von Monaco, mit Gästen wie Winston Churchill und Greta Garbo, die an Bord logierten.



*Gründer:* Kunstmäzene Gerald, Sara Murphy.



*In flagranti:* Pamela Churchill.



*Vormittags wurde gesegelt:* Fiat-Eigentümer Gianni Agnelli.

Weiter westlich, in Antibes, gab es einen weiteren gesellschaftlichen Treffpunkt, die Villa des Wermut-Königs André Dubonnet, und auf der anderen Seite der Halbinsel lag Jack Warners Villa Aujourd'hui, ein wunderschönes Juwel von einem Haus und anders als sein Besitzer ausgesprochen geschmackvoll in seiner Erscheinung. Weiter oberhalb lagen die kleineren Häuser und Studios der Künstler, Schriftsteller und Maler; davon ausgenommen die Villa La Mauresque, die eindrucksvolle, wenn auch irgendwie gespenstisch anmutende Villa von William Somerset Maugham. Château de l'Horizon war ein grosser weisser Kasten am Hafen

von Antibes, der Train Bleu fuhr beinahe durch das Grundstück. Besitzer war Prinz Aly Khan, Ehemann von Rita Hayworth und Sohn des Aga Khan. Aly empfing ebenfalls nonstop und raste stets in halsbrecherischem Tempo durch die Stadt. 1960 starb er bei einem Autounfall, unterwegs zu einer Party. Auch Agnelli hatte einen schrecklichen Autounfall, bei dem er fast ein Bein verloren hätte. Für den Rest des Lebens musste er wie Byron humpeln. Seine damalige Geliebte, Pamela Churchill (Schwiegertochter von Sir Winston), hatte ihn in flagranti erwischt. Gianni, der Szenen hasste, lief aus dem Haus, während Pamela wüst brüllte. Er fuhr die deut-



Wer Zugang dazu hatte, gehörte zur Gesellschaft: Villa La Leopolda.



Faszinierendes Licht: Picasso, Strandschönheit.



Idyllisches Leben: Brigitte Bardot.

lich jüngere Anne-Marie d'Estainville nach Hause, als sein Ferrari mit einem entgegenkommenden Lastwagen zusammenstieß. Agnelli musste Monate im Spital verbringen.

Von Autounfällen einmal abgesehen, war das Leben an der Côte d'Azur so angenehm, wie man es sich nur wünschen konnte. Damen luden zum Lunch, nachmittags spielte man Tennis im Monte-Carlo Sporting Club und im «Hôtel du Cap» – kein Mensch joggte damals –, und vormittags wurde gesegelt. Henry Ford ankerte sein Boot, die «Santa Maria», vor dem «Welcome Hotel» in Villefranche und verbrachte die Tage in dem winzigen Hotel und versuch-

te, eine Telefonverbindung nach Detroit zu bekommen. Von meinem Fenster im «Hôtel du Cap» konnte ich grüne Wiesen sehen, so weit das Auge reichte, Bauern, die auf den Feldern arbeiteten, und dazwischen immer wieder winzige Häfen. Es war ein idyllisches Leben an einem idyllischen Ort, aber es sollte nicht von Dauer sein.

Der Erste, der die Schrift an der Wand erkannte, war Agnelli, der seine Villa für die damals unglaubliche Summe von 2,5 Millionen Dollar an einen Kanadier verkaufte. Die heutige Besitzerin, die sehr umstrittene Lily Safra (die zwei Ehemänner durch Autounfälle verlo-

ren und zweimal geerbt hat), bot das Haus vor zwei Jahren zum Verkauf an. Gefordert waren 150 Milliarden Dollar, doch der russische Interessent stieg plötzlich aus. Das nennt man Inflation.

### Stinkendes Drecksloch

Gianni Agnelli verabschiedete sich 1964 von der Côte d'Azur, Niarchos und Onassis folgten wenig später (die beiden Griechen kauften Privatinseln in der Ägäis), und 1974, nach dem arabischen Ölpreisschock, verwandelte sich die Côte d'Azur in eine Sahara-sur-Mer. Die grossen Villen gingen eine nach der anderen an das neue Geld. Viel schlimmer war die Ankunft der Heuschrecken, Immobilienentwickler, die sich einen gepflegten, attraktiven Landstrich unter den Nagel rissen. In null Komma nichts sahen Antibes, Juan-les-Pins und Cannes zum Ver-

### Gigantische Marinas für ihre Superjachten, die aussahen wie gedopte Kühlschränke.

wecheln ähnlich aus, über Nacht wurden Häuser und Apartmentgebäude zu Tausenden hochgezogen. Monte-Carlo wuchs in die Höhe und hinaus aufs Wasser und verwandelte sich in ein Steuerparadies für Leute, die mehr Geld als Umgangsformen besaßen. Als die Sowjetunion zusammenbrach, platzte die Côte d'Azur schon aus allen Nähten. Die neureichen Russen versetzten ihr den Todesstoss. Über Nacht entstanden gigantische Marinas für ihre Superjachten, die aussahen wie gedopte Kühlschränke, die Bevölkerungszahl der Region verzehnfachte sich.

Und nun die schlechte Nachricht: Die Côte d'Azur hat sich in ein extrem teures, stinkendes und überfülltes Drecksloch verwandelt. Nur eine Hälfte von Cap Ferrat hat sich ihren Charme bewahren können. Russische Oligarchen haben sämtliche Häuser am Meer aufgekauft, also jene, die noch nicht Golf-Arabern gehören. Die Kriminalität in Nizza ist erschreckend, und wehe dem, der Schmuck und Bargeld zu Hause aufbewahrt. Es gibt inzwischen mehr Einbrüche als Prostituierte. Das Meer ist natürlich nicht mehr so blau wie früher, es gibt sogar einige Abschnitte, wo man aus gesundheitlichen Gründen nicht baden sollte.

Aber jedes Mal, wenn ich, unterwegs nach Italien, Griechenland oder Spanien, mit meinem Boot dort vorbeikomme, glaube ich Gianni Agnellis Stimme zu hören, wie er sich in seinem unverwechselbaren Englisch über mich lustig macht. Ich glaube Aristoteles Onassis zu sehen, der an Bord seiner «Christina» eine dicke Zigarre raucht, und den Blütenduft von der Terrasse des «Hôtel du Cap» zu riechen, auf der meine Eltern heirateten. Es war eine schöne Zeit.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

# Labor der Machtübernahme

Von Jürg Altwegg — Die Côte d'Azur bleibt eine glamouröse Bühne des französischen Sommertheaters. Sie ist aber auch die Kampfzone eines politischen Umbruchs, den der Le-Pen-Clan entschlossen vorantreibt.

Nicolas Sarkozy reicht das Wasser bis zu den Knien. Er trägt eine Badehose, sein Bauch ist flach wie ein Waschbrett. Neben ihm, mehr liegend als stehend, räkelt sich die lange, schlanke Carla Bruni im Bikini. Lieblich erstrahlt das Mittelmeer. Kein Sand, nur steile Felsen. Entstanden ist das Bild am Sommersitz der Familie Bruni Tedeschi, die ihr Heimatland aus Angst vor den Roten Brigaden verlassen hatte. Früher war die Ferienresidenz eine Festung. Cap Nègre – Neger-Kap – heisst der Ort ganz offiziell: Hier landeten am 15. August 1944 die afrikanischen Truppen der Alliierten. Sarkozy und seine Carla werden in den kommenden Tagen erneut erwartet. Frankreich freut sich auf die Fotos – der Kampf um die Nachfolge von François Hollande hat begonnen. In den Ferien wird er mit nackter Haut geführt. Bei der Wahl des Regionalparlaments Provence-Alpes-Côte-d'Azur im vergangenen Winter erreichte Marion Maréchal-Le Pen 45 Prozent der Stimmen.

## Schlupfwinkel des Verbrechermilieus

Für den Tourismus und als Alterssitz für den Ruhestand hatten die Engländer die Côte entdeckt. Keineswegs zum Sonnenbaden – sie brachten hier die milderen Jahreszeiten. Diesen Pionieren ist in Nizza die Prachtstrasse zwischen Strand und Stadt – die Promenade des Anglais – gewidmet. Graham Greene, der sich in Antibes niedergelassen hatte, warnte seine Landsleute in einem Leserbrief in der *Times*: «Vermeidet Nizza, es ist der bevorzugte Schlupfwinkel des mächtigsten Verbrechermilieus. Die Polizei beschützt es.» Was der grosse Dichter («Unser Mann in Havanna», «Der dritte Mann») sah und erlebte, übertraf die Vorstellungen seiner Fantasie. Immobilienskandale, Stimmenkauf, Bestechung, French Connection. Erst seit einem Jahr ermittelt das Gericht im Fall des Todes von Giscard d'Estaings Minister Robert Boulin, der als Suizid inszeniert und mit dem Kauf eines Stückes Land bei Saint-Tropez begründet wurde, wegen Entführung und Mord. Eine Tote gab es im Streit um den Kauf des Spielcasinos: Ein Anwalt verführte die Tochter der nicht verkaufswilligen Eigentümerin und liess sich von der Geliebten die Stimmrechte überschreiben – die junge Frau wurde nie mehr gesehen. Ihr nach Jahrzehnten verurteilter Mörder macht weiterhin Schlagzeilen.

Bevor er vor dem organisierten Verbrechen in die Schweiz flüchtete, leistete sich der Fast-Nobelpreisträger Greene einen kleinen Scherz:

Er schlüpfte in François Truffauts genialem Film «La nuit américaine», der in Nizza gedreht wurde, in die Rolle eines englischen Versicherungsvertreters, was der Regisseur erst beim Schneiden bemerkte. Ganz so folgenlos ist sein Warnschrei nicht geblieben. Die Côte d'Azur ist vom Brexit sehr viel weniger betroffen als zum Beispiel Chamonix mit dem Mont-Blanc oder der Südwesten Frankreichs, wo zahlreiche Briten einen zweiten oder längst auch ihren hauptsächlichen Wohnsitz haben und um ihre Kaufkraft bangen.

Praktisch das gesamte 20. Jahrhundert hindurch wurde Nizza ununterbrochen von der Dynastie der Médecins, die sich für Nachfahren der Medicis hielten, regiert. Ihr letzter Vertreter, Jacques Médecin, der eine Zeitlang Tourismusminister war, wurde der Korruption angeklagt und musste das Land fluchtartig verlassen. Er war für die Todesstrafe und gegen die Abtreibung. Am liebsten hätte er Jean-Marie Le Pen zum Nachfolger gemacht. Dass die Côte d'Azur auch bezüglich der Fremdenfeindlichkeit und der Renaissance des Rechtsextremismus zur Avantgarde wurde, hat historische Gründe: Hier strandeten die Franzosen, die nach dem Ende des Algerienkriegs Nordafrika verlassen mussten und de Gaulle als Verräter betrachteten. Begleitet wurden sie von Hunderttausenden Algeriern, den «Harkis», die mit Frankreich kollaboriert hatten. Als es mit dem Bauboom und dem Massentourismus losging, holte man die ersten Gastarbeiter.

Gerade eben wurde in Nizza der Direktor des legendären Hotels «Le Negresco» ins Gefängnis gesteckt. Er hat die 93 Jahre alte Besitzerin Jeanne Augier systematisch ausgenommen und hintergangen. Die an Alzheimer erkrankte Frau, die einst für den Schah ein Hotel im Iran baute, hatte ihr Haus mit sagenhaften Gemälden und antiken Möbeln ausgestattet. Bill Gates will es «um jeden Preis» kaufen. Beim Fussballklub, der bislang eine Hochburg der Freimaurer war, zu denen auch Médecin gehörte, haben die Chinesen zugeschlagen. Er wird jetzt von Lucien Favre trainiert.

Vom bürgerlichen und reichen Nizza reicht die French Riviera bis zum proletarischen, multi-kulturellen Marseille, der noch berüchtigteren Stadt mit den höchsten Mordraten auf dem Festland. Die Superreichen zieht es nach Monaco, wo es keine Steuern und keinen Platz für Villen gibt, französische Staatsbürger allerdings dem langen Arm des Pariser Fiskus unterstellt bleiben. Deshalb leben sie lieber am schö-

neren Cap d'Antibes oder in Saint-Tropez, das mit der jungen Brigitte Bardot zum Symbol für die Côte d'Azur wurde, inzwischen auch in politischer Hinsicht: Längst ist BB, die als Achtzigjährige noch immer ihre in ein Tierheim verwandelte Villa «La Madrague» bewohnt, als erster Star des Showbusiness – noch vor Alain Delon – mit dem Front national liiert. Françoise Sagan, die das frivole Lebensgefühl des luxuriösen Seins à la française in «Bonjour tristesse» beschrieb, kam jeweils im Porsche und logierte im Hotel Sube. So richtig volkstümlich machten den Mythos «Saint-Trop» die fünf oder sechs Filme über die Gendarmen von Saint-Tropez mit Louis de Funès. Jeden Sommer werden sie in irgendeinem Sender wiederholt.

## 45 Prozent für Front national

Jetzt ist auch Bernard Tapie da. Präsident Mitterrand hatte ihn zum Stadtminister gemacht: Tapie war der Einzige, der im Fernsehen Le Pen Paroli bieten konnte. Dafür musste er allerdings Adidas verkaufen, und dabei wurde der skrupellose Unternehmer wohl selber über den Tisch gezogen. Unter Sarkozy, den Tapie im Wahlkampf unterstützt hatte, wurde – über ein Gericht – eine Entschädigung von über 400 Millionen Euro beschlossen. Der dubiose Deal bringt inzwischen auch die daran beteiligte Ex-Wirtschaftsministerin Christine Lagarde (und heutige Direktorin des Internationalen Währungsfonds) in Erklärungsnotstand. Mit dem Geld kaufte Tapie vor gut drei Jahren für 47 Millionen die Villa «La Mandala» in Saint-Tropez sowie die grösste Zeitung von Marseille, *La Provence* – wohl in der Absicht, Stadtpräsident zu werden. Präsident des Fussballklubs war er schon als Adidas-Besitzer. Inzwischen will die Linke das Geld zurück, und zumindest auf dem Papier ist Bernard Tapie wieder einmal pleite.

Zum Mythos Côte d'Azur gehört Cannes, wo auch schon ein Stadtpräsident wegen Korruption zurücktreten musste. Das Filmfestival wurde umgehend nach dem Krieg und der Entfremdung zwischen Frankreich und seinen Befreiern als Antwort der grossen Filmnation auf Hollywood und den amerikanischen Kulturimperialismus gegründet. Es fehlte wenig, und man hätte im vergangenen Mai bei der Eröffnung der jungen Front-national-Ikone Marion Maréchal-Le Pen den roten Teppich ausrollen müssen. Bei den Wahlen ins Parlament der Region, die zu den Trägern des weltweit grössten Filmfestivals gehört, bekam sie 40 Prozent der Stimmen. In der Stichwahl steigerte sie ihr Resultat auf 45 Prozent – der rechtsbürgerliche Christian Estrosi, Stadtpräsident von Nizza, gewann nur, weil sich die Sozialisten zurückgezogen hatten.

Gegen die «entartete Kunst» hatte Marion Maréchal-Le Pen gewettert und sich als Anhängerin der vom Schriftsteller Renaud Camus lancierten Theorie eines «Grand remplacement» – der Verdrängung der Einheimischen



**Höchste Mordraten auf dem Festland:** Noailles-Viertel von Marseille.



**Flach wie ein Waschbrett:** Nicolas Sarkozy und Carla Bruni am Strand von Cap Nègre, 2009.

durch islamische Einwanderer – zu erkennen gegeben. Sie führt einen Kulturkampf, der die ideologischen Altlasten und antisemitischen Provokationen ihres Grossvaters nicht verleugnet und gleichzeitig die Positionen der intellektuellen neuen Rechten übernimmt. Hemmungslos verbündet sich die Tochter aus dem ausserehelichen Verhältnis ihrer Mutter mit dem Journalisten Roger Auque mit fundamentalistischen Kreisen und neofaschistischen Sekten, wie sie in der Provence in grosser Zahl vorhanden sind.

Frankreichs Süden ist für die zwecks Stimmenfangs eingewanderten Le Pens, die in der Bretagne verwurzelt sind, zum Labor der Machtübernahme geworden. In mehreren Kommunen – Fréjus, Le Luc und Cogolin, dem Nachbardorf von Saint-Tropez – stellt der Front national den Gemeindepräsidenten. Stärker als

anderswo in Frankreich sind an der Côte d'Azur die Einwanderung, das soziale Gefälle und die kulturelle Ungleichheit zum gesellschaftlichen Sprengstoff geworden. In der Hitze des Sommers wird diese gefährliche Form einer sich verstärkenden Apartheid – die in England zum Brexit führte – ganz besonders augenfällig: Das Pariser Kulturleben spielt sich in der Provence mit ihren renommierten Festivals für Musik und Theater ab. Plötzlich kommt Leben in die Einöde und überrumpelt die Einheimischen. Am Wochenende hat der ehemalige Premierminister Alain Juppé, der im Moment aussichtsreichste Kandidat für die Präsidentschaftswahl 2017, in Avignon sein Buch über die Kulturpolitik vorgestellt. Er will die linke Kulturszene, die sich von Hollande abgewandt hat, für sich gewinnen und verspricht bereits: keine Kürzungen im Kulturbudget.

An der Côte d'Azur verfügt auch der französische Staatspräsident über eine Ferienresidenz. Es ist das Fort de Brégançon. Jacques Chirac machte gerne Urlaub hier und genoss das Bad im Meer und in der Menge vor der Kirche. François Hollande, der seine Beziehung mit der Schauspielerin Julie Gayet noch immer nicht öffentlich macht, meidet den Bunker. Auch er fährt zu den Schwiegereltern, die im Hinterland ihre Ferienresidenz haben. Seine Schnappschüsse aus den Ferien – er besitzt ein Haus in Antibes – gingen nach hinten los: Er hatte sich auf einem Paddelboot ablichten lassen und wurde nach der Wahl als «Pedalo-Kapitän» verspottet. Fünf Jahre zuvor schon präsentierte sich Ségolène Royal – damals ebenfalls Kandidatin gegen Sarkozy und nur für die Öffentlichkeit noch mit Hollande liiert – am Mittelmeer im blauen Bikini der Nation.

### Sehnsucht nach Brégançon

Längst macht Nicolas Sarkozy aus seiner Sehnsucht nach Brégançon kein Geheimnis mehr: Der Bunker verfügt über einen herrlichen Sandstrand. In diesem Sommer muss er die peinlichen Unstimmigkeiten auf seiner Postkarte von der Sommerfrische bei den Schwiegereltern korrigieren: Carla Bruni, halb liegend, halb sitzend, um ihn ein bisschen grösser erscheinen zu lassen, als er ist, trägt einen Sonnenhut und Schwimmflossen. Das geht schwer zusammen – und liess den Verdacht aufkommen, dass das Bild nicht, wie suggeriert, von einem Paparazzo gemacht wurde, sondern eine missglückte Inszenierung war.

An der vielfach totgesagten Côte d'Azur ist zumindest die glorreiche Zeit der Paparazzi tatsächlich vorbei, «Busengate» mit Kate, der Gemahlin von Prinz William, hat ihr Schicksal endgültig besiegelt. Es war der letzte Skandal. Die Fotos wurden verboten, die Magazine mussten hohen Schadenersatz zahlen – in keinem anderen europäischen Land ist die Privatsphäre so gut geschützt wie in Frankreich. Davon profitiert die Côte d'Azur, denn in der Zeit der Krise und der Arbeitslosigkeit ist es nicht mehr opportun, den unverschämten Luxus öffentlich zu zelebrieren.

Um mehr als die Hälfte sind die Honorare der Paparazzi eingebrochen, berichtet *Nice-Matin*. Boris Becker lächelt eh in jede Kamera und bringt keine Auflagen mehr. Woody Allen hat nichts zu verbergen. Ein Star wie Madonna, die in Villefranche ein Haus besitzt und einiges zu zeigen hat, vertreibt die Selfies vom Strand und Shoppen gleich selber auf Instagram. Die Paparazzi sterben aus, und mit ihnen stirbt der Mythos Saint-Tropez. Auch er wird sich erneuern. Vorerst aber wurde Ende Juni aus Frankreichs berühmtestem Polizeiposten ein Museum.

Jürg Altwegg ist Kulturkorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* für Frankreich und die Schweiz. Er wohnt in Genf.

# Wilde Lebensparty

Von Rolf Hürzeler — Mit dem Roman «Zärtlich ist die Nacht» erfand der amerikanische Schriftsteller F. Scott Fitzgerald den Mythos Côte d'Azur. Zusammen mit seiner jungen Frau Zelda führte er das Leben eines gesellschaftlichen Abenteurers. Seine ersten grossen Dramen erlebte das Paar in Juan-les-Pins.

Dieser Mann sollte ihr Leben verändern. Der französische Kampfpilot Edouard Jozan umflatterte die junge Amerikanerin Zelda Fitzgerald in Antibes an der Côte d'Azur wie ein Schmetterling eine frische Lavendelblüte. Sie war im Sommer 1924 fasziniert vom athletischen Haudegen und verknallte sich Hals über Kopf in ihn. Das fiel ihr umso leichter, als ihr Ehemann, der Schriftsteller F. Scott Fitzgerald, sich damals wenig um Zelda kümmerte: weder im seltenen nüchternen Zustand, wenn er an seinem Roman «The Great Gatsby» schrieb, noch im üblicherweise beduselten, nachdem er schon am Morgen Drink um Drink in sich hineingeleert hatte.

Eine Liaison entspann sich zwischen dem famosen Jozan und Zelda, so dass sie die Scheidung von Scott verlangte. Der Vorschlag kam diesem indes ungelegen, und er schloss seine Angetraute kurzerhand in ihrer Villa in Juan-les-Pins bei Antibes ein, bis sie in seinen Augen wieder bei Sinnen war. War sie aber nicht, sondern sie unternahm einen Selbstmordversuch. Der Ort des Dramas, das Anwesen «Saint-Louis», ist heute ein Erstklasshotel.

## Vater Richter, Mutter Lästermaul

Diese Episode im tollkühnen Leben der Zelda Fitzgerald (1900–1948) war ein erster Tiefpunkt in der Beziehung zwischen ihr und F. Scott Fitzgerald. Der damals 28-jährige Autor erkannte, dass «etwas geschehen war, das nie wieder repariert werden konnte». Das schreibt die Biografin Emily Walton in ihrem neuen Band «Der Sommer, in dem F. Scott Fitzgerald beinahe einen Kellner zersägte».

Scott brachte kurz nach der Eskapade seiner Ehefrau «The Great Gatsby» heraus, sein heute berühmtestes Werk, das in den USA indes erst

---

Sie entwickelte sich zu einem gutaussehenden Teenager, für den jede Konvention ein Grauen war.

---

nach seinem Tod Beachtung fand. Besser lief der Verkauf dagegen in Grossbritannien, weil sich manche Briten die Amerikaner genau so dekadent vorstellten wie die Protagonisten Jay Gatsby und Daisy Buchanan. Diese Figuren waren literarisch nicht überhöht, wie die Biografie des Ehepaars Fitzgerald belegt.

Zelda Sayre kam im Jahr 1900 zur Welt und genoss die sorgenfreie Kindheit eines verwöhnten weissen Südstaatenkindes in Alaba-



*Ungewöhnliche Manieren:* Zelda und F. Scott Fitzgerald mit Tochter Scottie, Juan-les-Pins, 1920.

ma. Der Vater war ein Richter, die Mutter «ein Lästermaul», wie Zeldas Biografin Nancy Milford schreibt. Das Mädchen entwickelte sich zu einem verzogenen, gutaussehenden Teenager, für den jede Konvention ein Grauen war.

Zelda wählte als junge Frau den geradlinigen Weg zu einem Flapper, zu einem It-Girl im Jazz-Age. Sie wollte in ihrem Leben neben Geld nur zwei Dinge – Aufmerksamkeit und noch mehr Aufmerksamkeit. Fotos aus jener Zeit zeigen sie als ein trotziges Girl mit kleinem Schmollmund, der einem Verehrer höchstens ein kalkuliertes Lächeln gönnte.

Einer dieser Verehrer war 1918 der junge Offizier F. Scott Fitzgerald in einem Army-Camp bei Montgomery, der in den letzten Kriegsmonaten verzweifelt auf einen Einsatz in Frankreich hoffte. Bei einem Tanzanlass begegnete er der Süßen und verfiel ihr, ohne dass sie seine Gefühle zunächst erwiderte. Der Schriftsteller beschrieb die ersten Begegnungen mit Zelda in der berührenden Kurzgeschichte «Die letzte Schöne des Südens», die letztes Jahr im Band «Liebe in der Nacht» bei Diogenes neu erschienen ist.

### Die Nächte galten dem Suff

Als Soldat nach Europa kam Scott nie, dafür zeigte er seinen Kampfgeist im Ringen um die bewunderte Zelda. Das war der Anfang einer wilden Lebensparty, bei der Langeweile die grösste Sünde war.

Zu Beginn der Beziehung zwischen Zelda und Scott regierte allerdings der Verstand. Zelda verlangte vor einer Heirat, dass Scott einen erfolgreichen Roman veröffentlichte. Wie ein Besessener schrieb er «Die Schönen und Verdammten», die Beziehungsgeschichte zwischen einem reichen Schnösel und einer egomanischen Angeboteten. Er landete einen Erfolg damit, der ihn kurz von seinen Geldnöten befreite. Diese sollten neben Hochprozentigem die einzige Konstante in seinem Leben bleiben.

In den frühen zwanziger Jahren entdeckte das Ehepaar die Côte d'Azur und zog mit Tochter Scottie nach Juan-les-Pins. Die Gegend war damals weniger bekannt als heute, allerdings hatte eine Reihe von britischen und amerikanischen Schriftstellern ihren Reiz entdeckt – von Ernest Hemingway über Graham Greene bis zu William Somerset Maugham. Sie alle nutzten die landschaftlichen Reize als Hintergrund dafür, dramatische Schicksale zu Papier zu bringen.

Zelda vermisste das mondäne Treiben in New York und Paris zuerst und sehnte sich bei



Glamour-Paar der ersten Stunde: die Fitzgeralds, 1923.

jedem Drink nach neuen Abenteuern, die sie selbst zu inszenieren begann.

So hatte sie die glänzende Idee, sich mit Scott nachts auf ein Eisenbahngleis zu legen, um zu sehen, ob unter rollenden Wagen ein Überleben möglich ist. Ins gleiche Kapitel ihrer Experimentierfreudigkeit gehörte, dass die beiden liegend auf der Strasse kuschelten,

### Bei Einladungen fragte er die Gastgeber gerne nach der Häufigkeit des Beischlafs.

um zu prüfen, ob die Automobilisten tatsächlich anhalten oder sie einfach überfahren. Nüchterne Einheimische retteten sie in beiden Fällen.

Der Realitätsverlust reichte so weit, dass F. Scott in einem Restaurant beweisen wollte, dass sich ein zersägter Kellner zusammenflicken lasse. Das Opfer glaubte zuerst an einen Scherz und merkte erst, an Stühlen festgezurrte, wie ernst das Experiment war. Der Ärmste schrie zetermordio, bis ihn der Patron befreite.

Eintönig war die Beziehung zwischen Zelda und Scott nicht, wenn sie mit Unterbrüchen an der Côte weilten. Die Tage dienten dem fiebrigen Schlaf in der Hitze, die Nächte galten dem Suff, bis sich die Feiernden frühmorgens oft in unbekanntenen Betten wiederfanden, ohne sich zu erinnern, wie sie dorthin gekommen waren.

Scott hatte zudem die Angewohnheit, überall nach neuem Material für seine Romane zu suchen. Bei Einladungen fragte er die Gastgeber gerne nach der Häufigkeit des Beischlafs und der damit einhergehenden Befindlichkeit. Fiel die Antwort einsilbig oder gar ablehnend aus,

nahm er sich des Interieurs an und liess dieses in Brüche gehen. Zelda fand diese ungewöhnlichen Manieren, in seltener Einmütigkeit mit ihrem Mann, nicht *disgusting* – im Gegenteil.

### Diagnose: Schizophrenie

Denn sie schöpfte aus der Dauerparty an der Côte ebenfalls Inspirationen und schrieb. Zelda veröffentlichte Kurzgeschichten, oft unter dem Namen von Scott, weil sie sich so besser verkauften, wie etwa «The Ice Palace» oder «Jelly Bean». Später allerdings rechnete sie im autobiografischen, nicht übersetzten Roman «Save Me the Waltz» mit ihrer Ehe ab. Scott machte auf Berserker und verlangte zahlreiche Änderungen vor der Publikation. Er fühlte sich bestohlen, weil sie Material verwendete, das er in

seinen Roman «Zärtlich ist die Nacht» verweben wollte, nämlich die Geschichte eines begüterten Paares aus ihrer Nachbarschaft an der Côte. Die Fitzgeralds waren mit diesen Amerikanern eng befreundet, bis Scott bei einer abendlichen Einladung die Gläser der Gastgeber reihenweise aus dem Fenster schmiss.

Schlussendlich erschienen beide Bücher von Zelda und Scott in den USA. Er war erfolgreich, sie verkaufte nur wenige Exemplare. Zelda rächte sich, indem sie ihm eine Liebesaffäre mit Ernest Hemingway unterstellte. Der Vorwurf der Homosexualität traf Scotts übersteigertes, männliches Ego etwas schmerzhaft. Die Party des Paares neigte sich dem Ende zu. Zu Beginn der Dreissiger zeigte Zelda zunehmend geistige Verwirrung. Sie kam gegen ihren Willen in die Klinik Valmont bei Montreux, wo sie jegliche Betreuung verweigerte. Daraufhin folgte eine monatelange Einweisung in ein Sanatorium in Prangins bei Nyon, wo damals führende Schweizer Psychiater wie Oscar Louis Forel sie betreuten. Ihre Diagnose lautete: Schizophrenie. Die Ärzte erreichten ihre therapeutischen Ziele nicht ganz. Zurück in den USA, hörte Zelda die Stimmen von Jesus Christus, Maria Stuart und Wilhelm dem Eroberer.

Ihr Ende war so grotesk wie ihr Leben. Sie starb 1948 beim Brand einer Klinik in Asheville, North Carolina, mit 47 Jahren, weil ihre Zimmertüre verschlossen war – acht Jahre nach ihrem Mann, der 1940 im Alkohol ertrank.

Emily Walton: Der Sommer, in dem F. Scott Fitzgerald beinahe einen Kellner zersägte. Braumüller. 167 S., Fr. 28.90

F. Scott Fitzgerald: Liebe in der Nacht und andere Lovestories. Diogenes. 245 S., Fr. 31.90

F. Scott Fitzgerald: Der grosse Gatsby. Diogenes. 328 S., Fr. 15.90

# Toleranz im Essen

Von Henryk M. Broder —  
Angela Merkel und das  
Schwein.



Wenn sich Angela Merkel eines Themas annimmt, dann kann man davon ausgehen, dass es ihr am Herzen liegt:

Das Weltklima soll gerettet, die Energiewende zu Ende gebracht und die Elektromobilität ausgebaut werden.

Zuletzt hat die Kanzlerin Migranten, die nach Deutschland gekommen sind, zur Toleranz gegenüber deutschen Essgewohnheiten aufgerufen. Das hörte sich so an:

«Auf der einen Seite können wir respektieren, wenn jemand bestimmte Bräuche oder bestimmte Regeln hat, auf der anderen Seite darf das natürlich nicht zu einer Einschränkung führen für die, die andere Regeln haben, das heisst, man muss darauf achten, dass die Vielfalt unserer Angebote, wie wir sie gewöhnt sind, weiterhin erhalten bleibt, aber dass zum Beispiel gekennzeichnet ist, wo eben Schweinefleisch verwendet wird. Aber die Toleranz gehört dazu, dass wir uns in unseren Essgewohnheiten jetzt nicht verändern müssen, wir wissen ja selber, dass es Menschen gibt, die sich vegetarisch ernähren, dass es Menschen gibt, die diese oder jene Vorlieben haben, damit sind wir bis jetzt klar gekommen, und das sollten wir auch jetzt tun.»

Okay, genau genommen war es kein Aufruf zur Toleranz gegenüber «deutschen Essgewohnheiten», es war das bekannte Einerseits-andererseits-Geschwurbel der Kanzlerin, die sich gerne unklar ausdrückt, damit sie hinterher sagen kann, so habe sie es nicht gemeint.

Was war es aber, das sich hinter ihren Worten versteckte? Wollte sie die Deutschen dazu anhalten, noch mehr Schweinefleisch zu essen – bis jetzt sind es 38 Kilo pro Kopf und Jahr –, oder war es umgekehrt? Lautete die Botschaft: «Bitte, esst weniger Schweinefleisch»? Wollte sie Lebensmittel, in denen man kein Schwein vermuten würde, Kalbsleberwurst zum Beispiel, Hasenpastete oder Gummibärchen, kennzeichnen, um den Verbrauchern die «informierte Kaufentscheidung» zu ermöglichen?

Ausgeschlossen scheint dagegen, dass sie, wie in den deutschen Medien berichtet, die Migranten zur Toleranz gegenüber deutschen Essgewohnheiten aufrufen wollte. Es wäre das erste Mal in der Geschichte der Migration, dass die Zugewanderten gebeten würden, die Bräuche der Einheimischen zu tolerieren. Nein, so weit würde unsere Kanzlerin nie sinken.

# Wie wir leben sollen

Von Silvio Borner — Egal, was das Parlament entscheidet: Der Staat legt ein grünes Umerziehungsprogramm nach dem anderen auf. Die Urheber dieser Politik bleiben nebulös.

Wer regiert die Schweiz? Meine Antwort: die Verwaltung. Und zwar auf allen Stufen: Gemeinden, Kantone und Bund. Dies wird besonders augenfällig, wenn es um Ökologismus geht, also nicht mehr um die rote Rettung der Welt vor dem Kapitalismus, sondern um die grüne vor dem angeblich drohenden Weltuntergang infolge Klimawandels, Umweltverschmutzung, Ressourcenmangels und genereller Überbeanspruchung unserer Mutter Erde.

Immer dann, wenn das Schüren von Ängsten, regulatorische Hektik, obrigkeitliche Bevormundung oder Umerziehung zur Genügsamkeit angesagt sind, ist die Verwaltung treibende Kraft. Sie hat den Staatsinterventionismus verinnerlicht und blendet die ökonomischen, politischen, ja selbst die ökologischen Auswirkungen aus. Dabei stützen sich die Funktionäre auf sogenannte Stakeholder ab, die man früher ehrlicher als Interessenvertreter oder Subventionsjäger bezeichnet hat. So haben die kantonalen Baudirektoren oder eben der sie antreibende Amtschimmel mit den Mustervorschriften der Kantone im Energiebereich (MuKE) ein Gebäudesanierungsprogramm lanciert, das nicht etwa nur Ziele vorgibt, sondern auch gleich noch die Mittel bis ins Detail vorschreibt. Was bei den Kantonen noch «Mustervorschriften» heisst, wird dann beim Bund zur «Strategie». Nach der Energiestrategie 2050 mit einem zeitlich siebenmal längeren Planungshorizont als bei Mao oder Stalin kommt jetzt zusätzlich noch eine Nachhaltigkeitsstrategie aufs Tapet.

## Befehlsausgabe an die Wissenschaft

Am 23. März hat der Bundesrat dem Nationalfonds mit dem Nationalen Forschungsprogramm Nr. 73 (NFP 73) den Auftrag erteilt, eine nachhaltige Wirtschaft zu erforschen. Nachhaltig ist «ressourcenschonend», «zukunftsfähig» und «innovativ». Wenn man nur wüsste oder wissen könnte, was diese Schlagworte beinhalten! Festzustehen scheint für den Bundesrat und die Verwaltung einzig und allein, dass der Markt in alledem sowieso versagt. Dass Beamte oder Experten zur Anmassung von Wissen (von Hayek) neigen, kommt diesen nicht in den Sinn. Ausschlaggebend ist, dass sie den richtigen Glauben haben. Und so schwadroniert der Bundesrat von «effizienterem Ressourceneinsatz und grösserer Ressourcensicherheit». Dabei ist er gerade mit seiner

Energiewende im Begriff, die äusserst wichtige Versorgungssicherheit der Schweiz mit nicht lagerfähigem und kaum ersetzbarem Strom absichtlich kaputtzumachen.

Noch so gerne tritt jetzt das Bundesamt für Umwelt (Bafu) ins Rampenlicht und dekretiert hemmungslos, welche Stücke auf der Showbühne NFP 73 zu spielen sind. Sicherheitshalber wurde die Regie einem «Ökonomen» übertragen, der als Klimaapostel sogar die Juso-Initiative gegen die Nahrungsmittelspekulation unterstützt hat. Um auch noch die letzten Zweifel über die Stossrichtung des immerhin zwanzig Millionen Franken teuren Programms zu zerstreuen, schreibt das Bafu Klartext: «Der Transformationsprozess hin zu einer Grünen Wirtschaft ist eine Generationenaufgabe und bedarf wissenschaftlicher Grundlagen, um diese Transformation zu unterstützen und zu beschleunigen.» Deutlicher kann man einen politischen Befehl an die Forschung nicht formulieren.



Damit nicht genug: Um auf gar keinen Fall böse Überraschungen durch kritische oder unabhängige Stimmen zu riskieren, liefert das Bafu auch gleich noch einen fünfseitigen (!) Fragenkatalog nach, dessen «Bearbeitung aus der Sicht des Bafu besonders wertvoll wäre». Klar sind die 44 Fragen

allesamt ideologisch grün eingefärbt und damit ein gefundenes Fressen für gleichgesinnte Überzeugungstäter mit wissenschaftlichem Anstrich.

Ein Beispiel gefällig? «Was würde Lebensweise 1 Erde bedeuten?» Gemeint ist ungefähr die bisherige Art des Lebens und Wirtschaftens. Nun, meines Wissens haben wir schon immer auf dieser einen Erde gelebt und – Untergangspropheten wie Malthus zum Trotz – dank technischem Fortschritt das Wachstum von Wirtschaft und Wohlstand bewältigt. Zum Glück ist das naive Konzept des menschlichen Fussabdrucks – nach dem Muster harmonische Natur vs. Störenfried Mensch – a priori irrelevant. Der richtig definierte menschliche Einfluss müsste besser und wohl eher grösser werden!

Zum Schluss: Der Bundesrat hat die extremistische Initiative «für eine grüne Wirtschaft» mit einem grün-romantisch verklärten Gegenvorschlag gekontert. Aber der Nationalrat ist auch darauf vernünftigerweise nicht eingetreten. Doch das Bafu scheint davon keine Notiz nehmen zu wollen.



# Statt ins Gefängnis ins Weisse Haus

Von Hansrudolf Kamer — Die Clintons schlüpfen durch die Maschen des Gesetzes – einmal mehr. Das FBI empfiehlt, gegen die demokratische Kandidatin trotz einer Litanei von Vergehen keine Anklage zu erheben.



Von den Kolumnisten der *New York Times* befasst sich Maureen Dowd besonders gerne mit den Clintons. So beginnt sie ihr letztes Werk ganz trocken mit der Feststellung,

es sage viel aus über Amerikas Beziehung zu Hillary Clinton, dass diese auf bestem Weg sei, Präsidentin zu werden, weil sie nicht angeklagt werde. Wäre sie noch Aussenministerin, würde sie gefeuert.

In diesem Wahljahr ist die – ohnehin nicht sehr hoch angesetzte – Messlatte für die Präsidentschaft weiter gesenkt worden. Letzte Woche hatte der FBI-Chef James Comey die Untersuchungen in Hillarys E-Mail-Affäre erläutert. Dabei hatte er sämtliche Vorwürfe gegen Clinton bekräftigt, dann aber erklärt, für eine Anklageerhebung reiche es nicht.

Man kann nachfühlen, dass sich Comey in einer Zwickmühle befand. Es steht ihm nicht an, den Gang der amerikanischen Präsidentschaftswahlen entscheidend zu beeinflussen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich sowohl als aufrechter Kämpfer für das Recht hinzustellen wie auch den Chef einer staatlichen Behörde zu mimen, der sich nicht ins politische Geschehen einmisch.

Clintons Verhalten – sie hatte einen privaten Mail-Server eingerichtet und ihn als Aussenministerin auch für heikle staatliche Angelegenheiten benutzt – bezeichnete er als «extremely careless» (extrem unvorsichtig, leichtsinnig), nicht aber als «grossly negligent» (grob fahrlässig), wie es das Gesetz für eine Anklageerhebung vorschreibt.

Diese Einschätzung verband er mit einer scharfen Kritik an Clinton. Diese Kritik hätte, nach Meinung der *New York Times*, in normalen Zeiten das Ende jeglicher Präsidentschaftsambitionen bedeutet. Clintons zentrale Wahlkampfthese, sie habe grosse Erfahrung in Fragen der nationalen Sicherheit und könne die Amerikaner im Zeitalter des Terrorismus vor Angriffen schützen, sei vom FBI zertrümmert worden.

Clinton wurde auch als gewohnheitsmässige Lügnerin hingestellt. Sie hatte behauptet, sie habe alle relevanten Mails dem Aussenministerium zur Verfügung gestellt. Das FBI fand mehrere tausend zusätzliche, auch solche, die Clinton gelöscht hatte und die re-

konstruiert werden konnten. Nixon hatten seinerzeit die Lücken in den Tonbandaufzeichnungen das Amt gekostet.

Wer will denn eine Präsidentin, die mit Topsecret-Material leichtsinnig umgeht? Kriminell nein, aber inkompetent und arrogant? Es wird auch mit verschiedenen Ellen gemessen. Dass für Beamte niedrigerer Stufe und den Normalbürger andere Regeln gelten als für die Clintons, machte der FBI-Chef sogar explizit klar.

## Und Trump?

Zum Glück für Clinton gibt es Donald Trump. Aus dieser Steilvorlage müsste er politisch Kapital schlagen. Nach Zeichen, dass er dazu imstande ist, sucht man allerdings vergebens. Eigentlich liegt es nicht am FBI-Chef, über eine Anklageerhebung zu befinden. Das steht einem Staatsanwalt zu. Doch die Politik wildert im Rechtsstaat.

Bereits im Voraus hatte die Justizministerin Loretta Lynch erklärt, sie werde die Empfehlungen des FBI akzeptieren, wie immer sie ausfielen. Hillary ihrerseits hatte angedeutet, sie könnte nach der Wahl Lynch als Ministerin behalten. Anschliessend wurde bekannt, dass Lynch kurz vorher Bill Clinton getroffen hatte. Sie versuchte sich nachträglich zu rechtfertigen wie jeder beim Seitensprung ertappte

Ehemann, es sei nicht so, wie es aussehe. «Tanzen mit dem Teufel aus Arkansas im fahlen Mondlicht» – Maureen Dowd wird hier geradezu poetisch. Und der faustische Pakt mit dem Beelzebub besagt: «Wenn ihr mich nicht wählt mit allen meinen Lastern und Verfehlungen, bekommt ihr Trump mit seinem ungezügelttem Temperament und der Befehlsgewalt über Nuklearwaffen.»

In wenigen Tagen beginnt der republikanische Parteikongress in Cleveland. Das Rumoren um Trump ist nicht verstummt. Es gibt noch immer Unentwegte, die hoffen, die Delegierten könnten ihre Stimme einem weniger «gefährlichen» Bannerträger geben. Ein solcher ist allerdings nicht in Sicht. Gestandene Parteigrössen werden sich hüten, sich in einem unnützen Kampf verheizen zu lassen.

In nationalen Umfragen führt Clinton derzeit vor Trump mit durchschnittlich fünf Prozent. Es gibt viele Unentschlossene, und die Zahl registrierter Wähler, die sich als unabhängig bezeichnen, ist so gross wie seit langem nicht mehr – ungefähr 39 Prozent, eine relative Mehrheit. Viele geben aber an, sie würden überhaupt keinen aus diesem Angebot wählen.

Deshalb kommt Gary Johnson, der Anwärter der Libertarian Party, auf immerhin acht Prozent, mit leicht wachsender Tendenz. Soeben hat er eingeräumt, er habe vor zwei Monaten das letzte Mal gekiffert. Als Präsident würde er aber darauf verzichten, versprach er hoch und heilig.

In früheren Jahren konsolidierten sich die politischen Lager nach den Parteikongressen. Am Labor Day begann dann jeweils die Schlussphase des Wahlkampfes. Diesmal jedoch will niemand wetten: «All bets are off», wie die Amerikaner sagen.



Mit verschiedenen Ellen: Kandidatin Clinton.

## Verwirrendes zum Binnenmarkt

Von Christoph Mörgeli

Nach dem EU-Austritt der Briten sprach der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble zur Agentur Reuters Folgendes: «Eine Sache ist klar: Wer am Binnenmarkt teilnehmen will, muss die europäischen Grundfreiheiten akzeptieren. Das mussten sie in der Schweiz nach ihrer Abstimmung schmerzhaft lernen. So ist das eben.»

Diese «eine Sache» von Wolfgang Schäuble ist alles andere als klar. Sondern vielmehr verwirrend bis wirr. Auch wenn unsere Zeitungen am Wochenende die Ministerstimme aus Berlin so andächtig zitierten, als handle es sich um das heilige Orakel von Delphi. Erstens: Für einen bürgerlichen Politiker sollte die Freiheit eine gute Sache sein. Wenn Schäuble im Zusammenhang mit der Freiheit von «akzeptieren müssen» spricht, beweist er sich als das Gegenteil eines freiheitlichen Politikers. Wir sehen hier, wie tief Wolfgang Schäubles CDU – einst immerhin die Partei des Marktwirtschaftlers Ludwig Erhard – in Sachen Liberalismus schon im geistigen Morast steckt. Die Kanzlerschaft Angela Merkels, die Jahre der grossen Koalition mit der SPD und der Dirigismus der EU haben das disziplinierte Denken selbst eines bürgerlichen Politikers aus dem fleissigen Baden-Württemberg weitgehend zerrüttet.

Zweitens offenbart Schäuble eine erschreckend geringe Kenntnis über die Schweiz. Wir haben von den europäischen Grundfreiheiten nur die nachteilige Personenfreizügigkeit erhalten. Die Freiheiten bezüglich Dienstleistung, Waren und Kapital bleiben uns bis heute verwehrt. Unsere Diplomaten haben in den neunziger Jahren in Brüssel so miserabel verhandelt, dass sie die Personenfreizügigkeit heimbrachten, die niemand in der Schweiz wollte und welche die Bevölkerung und deren Infrastrukturen völlig überfordert. Die Vorteile des freien Dienstleistungs-, Waren- und Kapitalverkehrs gewährt die Schweiz der EU, hat aber dafür kein Gegenrecht erhalten.

Waren unsere diplomatischen Vertreter so unsagbar dumm? Waren sie nicht, denn sie hatten für ihr Versagen ein Motiv. Sie wollten keine guten Bedingungen für eine unabhängige, freiheitliche und selbstbestimmte Schweiz. Sie wollten, dass unser Land EU-Mitglied wird. Der damalige Chefunterhändler Jakob Kellenberger redet heute Klartext: «Begründungspflichtig für ein Land in der Lage der Schweiz ist nicht der EU-Beitritt, sondern seine Ablehnung.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ein Sonntagsspaziergang

Von Peter Bodenmann — Der Schweizer Wasserkraft hilft nichts mehr als die Stilllegung der Schweizer Atomkraftwerke.



*Schnell und effizient:* Walliser Stausee Lac des Dix.

Die Deutschen haben die neuen, erneuerbaren Energien im Alleingang konkurrenzfähig gemacht. Dafür bezahlen deutsche Haushalte und Gewerbebetriebe vorübergehend massiv mehr für den Strom. Dafür sollten wir ihnen dankbar sein. Denn die Schweiz produziert pro Kopf zehnmal weniger Wind- und Solarstrom als die Deutschen. Wir Sauber-Schweizer.

Braucht Wind- und Solarstrom in Zukunft noch Subventionen? Bereits heute produzieren neue Windparks den Strom viel günstiger als bestehende oder neue Atomkraftwerke. So kostet die subventionsfreie Kilowattstunde, die der Windpark Fosen Vind produziert, weniger als vier Rappen. Deshalb investiert die BKW in Norwegen.

Ist Flatterstrom für die Schweiz ein Problem? Nein. Weil wir dank der Wasserkraft den Strom schnell und effizient regulieren können. Wir haben zu viel Regulierungskapazität.

Wo liegen beim ökologischen Umbau die Probleme? Erstens subventioniert die Schweiz den Strom aus neuen Solar-, Wind- und Kleinwasserkraftwerken viel zu hoch. Diese Subventionen müssten subito um mindestens 50 Prozent gesenkt werden. In Franken. Um kurz darauf wegzufallen. So, wie dies die Deutschen machen.

Was hilft der Wasserkraft? Europa schwimmt im Strom. Erstens müssten wir – wie die Deutschen – die Atomkraftwerke abstellen. Die Initiative der Grünen hilft den

Wasserschlosskantonen. Und zweitens sollte der dreckige Kohlestrom dank höheren CO<sub>2</sub>-Abgaben endlich seine Kosten tragen. Dann werden sich die Produktionspreise des Stroms irgendwo zwischen 3,5 und 5,5 Rappen pro Kilowattstunde einpendeln. Damit kann die Wasserkraft gut leben.

Haben wir nicht zu viel Sommerstrom? Ohne Zweifel. Die Wasserkraft produziert im Sommer mehr Strom als im Winter. Genauso wie Solaranlagen. Atomkraftwerke produzieren, wenn sie laufen, plus/minus immer gleich viel Strom. Anders die Windkraft: Mehr als 60 Prozent der Stromproduktion fällt im Winter an. Deshalb investieren die intelligenteren Schweizer Stromkonzerne in Windkraft. Im Ausland. Weil in der Schweiz Pro Natura die sogenannte Verspargelung des Juras und der Alpen erfolgreich verhindert. Gibt es neben Windkraftwerken im Ausland einen anderen Ausweg? Wir können mit Solarstrom Gas produzieren. Und dieses im bestehenden Gasleitungsnetz speichern. Und im Winter verstromen. Dies ist nicht ganz billig. Aber sinnvoll, wenn man Angst vor Schweizer Windkraftwerken im Ausland hat.

Ist der ökologische Umbau ein Sonntagsspaziergang? Ja. Das macht rechts die Freunde der Atomkraft todunglücklich. Und links die Freunde des Nullwachstums noch unglücklicher.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Der Links-rechts-Faktor (LRF)

Von Kurt W. Zimmermann — Die These vom linken Medien-Mainstream hat ausgedient. Die wichtigen Redaktionen sind nun bürgerlich.

Schade, dass am TV nun Sommerpause ist. So vermisse ich mein wöchentliches Vergnügen. Es ist ein ideologisches Vergnügen.

Schade, denn die «Rundschau» ist in unseren Medien eine grosse Ausnahme. Sie ist die einzige bedeutsame Redaktion, die ihre Themen prinzipiell aus linker Perspektive wählt.

Alle andern sind heute mehr oder weniger bürgerlich.

Wir nehmen zum Beleg die zehn wichtigsten Redaktionen des Landes. Wir bewerten sie und ihre Chefs mit einem Links-rechts-Faktor (LRF) von 1 bis 10. Ein LRF 1 steht für «stramm links», ein LRF 10 für «stramm rechts».

**Eric Gujer, NZZ:** Es ist frappant, wie schnell Gujer die NZZ zu freisinnigen Tugenden zurückgeführt hat. Starke Wirtschaft, Eigenverantwortung und Sicherheit sind wieder die Maximen des Blatts, das zuvor mit sozialromantischen Ausflügen für Verwirrung im eigenen Lager sorgte. LRF: 9.

**Arthur Rutishauser, Tages-Anzeiger:** Der wirtschaftsnahe Rutishauser, auch Chef der *Sonntagszeitung*, hat sein Blatt entkrampft. Die SVP-Phobie ist passé, ebenso die Anbetung der linken Zürcher Regierung. Der *Tages-Anzeiger* schreibt heute, früher undenkbar, sogar gegen den «Zentralstaat». LRF: 6.

**Marco Boselli, 20 Minuten:** Selber schreibt Boselli praktisch nie, aber er hält das grösste Blatt des Landes auf nichtideologischem Kurs. Er will keine «Zeitung voller Mahnfinger». Obschon meist von Jungen gelesen, hat *20 Minuten* eher wenig Sympathie für alternative Politik. LRF: 7.

**Peter Röthlisberger und Iris Mayer, Blick:** Der unpolitische Röthlisberger und die politisch schlechtinformierte Deutsche Mayer haben den früher SP-nahen *Blick* radikal banalisiert. Ein politischer Kurs ist nicht mehr zu erkennen, das Blatt ist indifferent geworden. LRF: 5

**Patrik Müller, Schweiz am Sonntag:** Müllers Blatt war für die Masseneinwanderungsinitiative und für das Ende des Franken-Mindestkurses. Damit hat sich die Zeitung aus dem Aargau erfolgreich als nationaler Meinungsträger rechts der Mitte positioniert. LRF: 7.

**Felix E. Müller, NZZ am Sonntag:** Die *NZZ am Sonntag* steht links der Mutter. Sie ist europafreundlicher, grüner und wirtschaftskritischer. Müller hält sie auf generell bürgerlichem Kurs, allerdings mit einem Hang zu linksfreisinnigen Positionen. LRF: 6.



**Konsequent:** SRF-Mann Poletti.

**Markus Somm, Basler Zeitung:** Unter einer Zweidrittelseite macht er es nie, wenn er den Brexit oder die alten Eidgenossen bejubelt. Somm hat seine kleine Zeitung wieder zu einer grossen Stimme gemacht. Das Blatt ist klassisch-konservativ: Tradition als Taktgeber der Zukunft. LRF: 8.

**Roger Köppel, Weltwoche:** Bevor er Nationalrat wurde, stand Köppel für sein Blatt. Nun steht er für sein Land. Die Rettung der Schweiz ist eine sehr ernste Sache geworden. Seinen früheren, frohen Nonkonformismus zeigt das Blatt nur noch selten, zuletzt beim Ja zur Service-public-Initiative. LRF: 8.

**Mario Poletti, «Rundschau»:** Poletti führt die einzige wichtige Redaktion, die konsequent «unbequemen Journalismus» (Selbstlob) betreibt. Es geht permanent gegen Steuerprivilegien, Rechtspopulisten, Managerlöhne und verschärfte Asylpolitik. LRF: 2.

**Urs Leuthard, «Tagesschau»:** Seit Leuthard die Sendung leitet, ist das Wort «Fehlleistung» aus dem Vokabular von SRG-Kritikern verschwunden. Das wichtigste TV-Gefäss ist so ausgewogen wie noch nie. Gelegentliche rosarote Spitzen gegen die SVP sind nicht weiter tragisch. LRF: 6.

Fazit: So bürgerlich wie heute waren unsere Redaktionen seit fast fünfzig Jahren nicht mehr. Vor fast fünfzig Jahren war 1968.

## Der Wurm

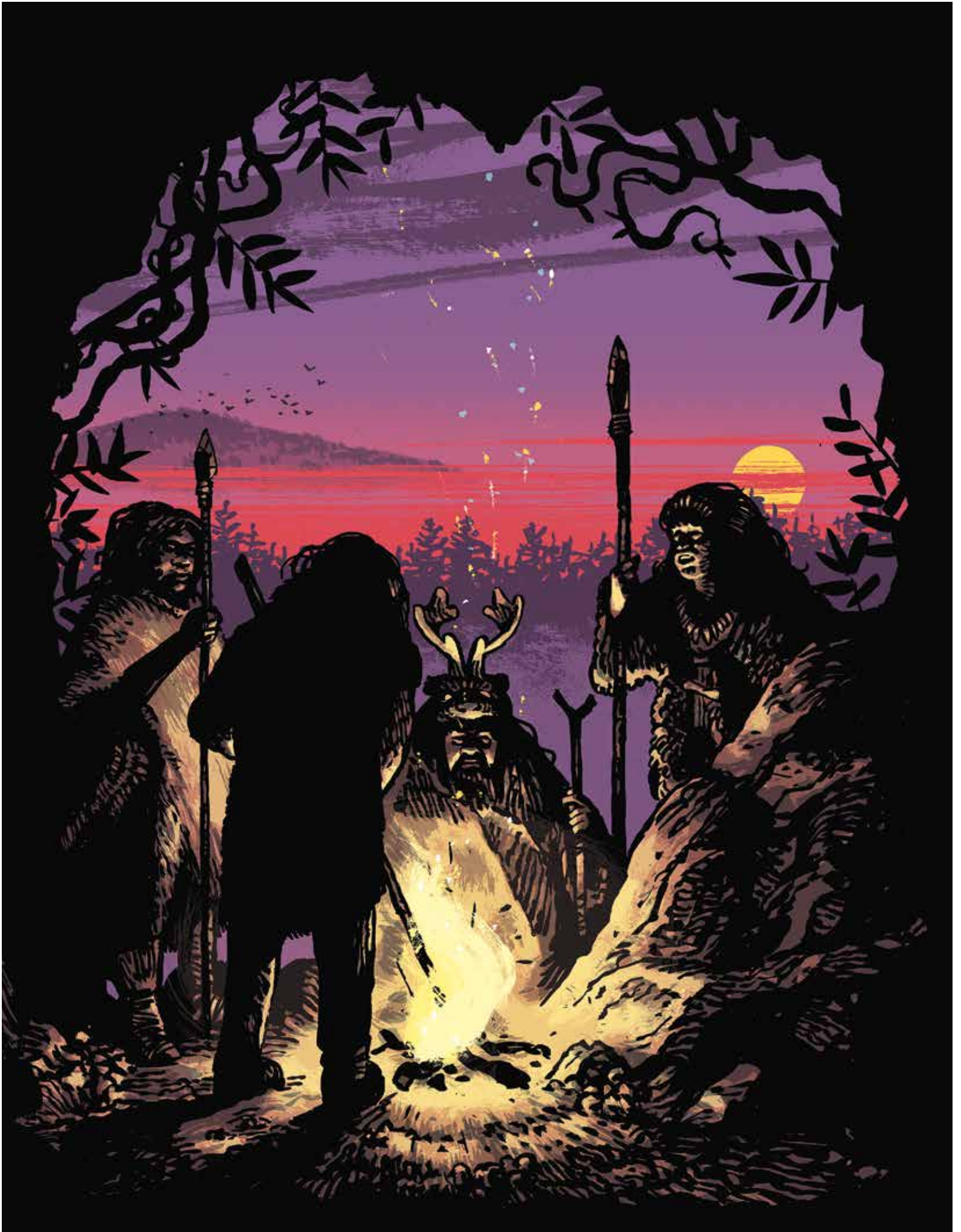
Von Beatrice Schlag — Geliebte Menschen mit Vergangenheit.

Die vermutlich grösste emotionale Verschwendung neben der Handy-Besessenheit ist die Eifersucht auf das frühere Liebesleben des Menschen, mit dem man zusammen ist.



Wenn dieser Mensch frisch verlassen wurde und unaufhörlich über den oder die Ex redet, ist etwas Besorgnis angebracht. Möglicherweise ist man nur kurzzeitiger Trost für jemand, der eigentlich noch untröstlich ist. Psychologen warnen zu Recht davor, sich rettungslos in unfreiwillig Getrennte zu verlieben, deren Wut und Schmerz noch brennen. Aber die Rede ist hier von den andern. Von denen, die sich schon trennen wollten oder schon getrennt waren, als man sich in sie verliebte. Warum um Himmels willen sind die neuen Partner eifersüchtig auf den oder die Verlassene? Warum wünschen sich so viele, dass die Ex nie mehr ins Bild kommen?

In vielen Ländern wie den USA oder Italien ist es ungewöhnlich, mehr mit dem oder der Ex Kontakt zu haben, als es die Regelung der Kinderfrage erfordert. Ein entspannter Umgang, der auch nur einen gemeinsamen Kaffee einschliesst, gilt seltsamerweise als leicht anrühlich. Vorbei hat vorbei zu sein, fordert die gesellschaftliche Norm und meist auch der neue Partner. Wie handhaben diese Menschen ihre Vergangenheit? Mit der Löschtaste? Als sei einem ein, sagen wir, zehnjähriges Paarungsversehen unterlaufen, das nun durch Abbruch aller Freundlichkeiten, die da einmal waren, berichtigt werden muss. Natürlich gibt es hoffnungslos zerstrittene Paare, die glücklich sind, einander nicht mehr sehen zu müssen. Aber die Mehrheit der Getrennten sagt ohne viel Groll, die Beziehung hätte beiden nicht mehr gutgetan. Und irgendwann sei die Hoffnung auf einen neuen Partner grösser geworden als das Interesse am alten. Zurück zur Ausgangsfrage: Warum verschwendet man Energie, dem Geliebten die Zeit zu vergällen durch Hadern mit seiner Vergangenheit? Was ist dieser Wurm im Hirn? Ich weiss aus eigener Eifersucht, wie blöd er einen machen kann. Aber es ist giftige Zeitverschwendung, die beiden schlechte Laune macht. Wer dringend ein Quäntchen Eifersucht braucht, sollte es in die Gegenwart verlagern. Wenn der oder die andere überhaupt mit jemandem anbandelt, dann mit jemand Neuem. Nie mit denen, die schon waren.



# Glück

Es ging uns im Neolithikum oft schlecht, aber manchmal waren wir wahrhaft glücklich. Heute geht es uns selten schlecht, aber wir können prinzipiell nur annähernd glücklich sein. Zum Glück. Von Linus Reichlin und Benjamin Güdel (Illustration)

Das Glück ist ein ländliches Phänomen. Zu diesem Ergebnis kamen kürzlich Evolutionspsychologen der London School of Economics, die untersucht hatten, unter welchen Umständen Menschen am glücklichsten sind. Es stellte sich heraus: Sie sind am glücklichsten, wenn sie in dünnbesiedelten Gebieten leben und möglichst viele ihrer Nachbarn persönlich kennen. Da dieses Resultat, wie wir noch sehen werden, auf unsere archaischen Gehirne zurückzuführen ist, stellt sich die Frage, ob der moderne Mensch überhaupt wirklich glücklich sein kann. Ich glaube nicht – und werde im Folgenden versuchen, Sie davon zu überzeugen, dass Sie, egal, ob Sie auf dem Land leben oder in der Stadt, in Ihrem Leben nie wahrhaft glücklich sein können, sondern stets nur so glücklich, wie dies in einer modernen Gesellschaft möglich ist.

Es hat also mit dem Gehirn zu tun. Glück ist eine Reaktion des Gehirns. Aber zu unserem Pech ist das Gehirn ein konservatives Organ, das sich in gewisser Weise weigert, die veränderten Lebensbedingungen, die es in den vergangenen 50 000 Jahren selbst hervorgebracht hat, zur Kenntnis zu nehmen. Einerseits sind in ihm die komplexen Ideen und grandiosen Wünsche entstanden, die vom Faustkeil zum Smartphone und vom Fellzelt zum Wolkenkratzer führten, andererseits fand durch die eigenen Hervorbringungen keine Rückkopplung statt: Die Komplexität der modernen Welt führte nicht zu einer «Modernisierung» des Gehirns. Das Gehirn wollte nämlich durch die zur Zivilisation führende Entwicklung nicht etwa einen neuen oder «verbesserten» Menschen hervorbringen. Sondern es wollte und will lediglich die Lebensumstände der Jäger und Sammler verbessern. Für unsere Ahnen vor 50 000 Jahren, die Rentiere und Pferde jagten, waren Kälte, Hunger, schlechte Bewaffnung und Krankheiten die hauptsächlichen Probleme. Und um genau diese Probleme hat sich das Gehirn in der Folge konsequent und sehr erfolgreich gekümmert – niemand, der heute in einem warmen Esszimmer an einem reichgedeckten Tisch sitzt und vor der Mahlzeit ein blutdrucksenkendes Medikament schluckt, würde dies bestreiten, zumal ihm notfalls auch noch sehr wirksame Handfeuerwaffen zur Verfügung stünden. Während aber wir selbst, als aufgeklärte und belesene Zeitgenossen, den ursprünglichen Beweggrund für die zivilisatorische Entwicklung oft missverstehen und uns gern einbilden, dass deren Ziel

die Konversion des Rentierjägers in einen neuen, positiveren, klügeren Menschen war, blickt das Gehirn noch immer mit denselben Befürchtungen in die Welt wie im Neolithikum, als die Sippe sich abends im Schutz des Feuers versammelte und die Wölfe mit ihrem Konzert begannen.

Natürlich besteht eine Personalunion zwischen unserem Gehirn und uns. Aber es führt eben auch ein Eigenleben, und dieses spielt sich nicht in derselben Epoche der Menschheitsgeschichte ab, in der wir uns zurzeit befinden: Das ist das Dilemma unserer Existenz und der Grund, weshalb uns die Empfindung wahrhaften Glücks verwehrt ist. Das Eigenleben des Gehirns wurde in der oben erwähnten Studie evident: Als die Evolutionspsychologen die rund 15 000 Studienteilnehmer befragten, wann und wo sie am glücklichsten seien, richteten sie diese Frage im Grunde an deren Gehirne, die sich, evolutionsgeschichtlich gesehen, noch immer in den nahezu leeren Weiten des nacheiszeitlichen Europa befinden. Diese Gehirne haben sich über Hunderttausende von Jahren an das Leben in kleinen Gruppen von dreissig bis fünfzig Menschen angepasst, die auf der Suche nach Nahrung dünnbesiedelte Gegenden durchstreifen. Ein solches Gehirn fühlt sich wohl in der Gesellschaft von wenigen Menschen, die es

## Ich bin lieber in einer warmen Wohnung annähernd als frierend unter Wölfen wahrhaft glücklich.

sehr gut kennt, und in einer Umgebung, in der es selten unbekanntem Menschen begegnet. Wenn man es im überbevölkerten Europa unserer Tage fragt, wo es am glücklichsten ist, wird es folglich antworten: «Hier in Hinterpfusungen, zusammen mit meiner Oma und all den netten Nachbarn, auf die ich mich verlassen kann.»

Das Problem ist, dass auch ein Bewohner von Hinterpfusungen keine wahre Abgeschiedenheit erlebt: Es ist lediglich eine Schein-Abgeschiedenheit an den Agglomerationsrändern der Metropolen. Auch das Gehirn aus Hinterpfusungen fühlt sich also permanent gestört durch zu viele unbekannte Menschen, denen es, wenn nicht im Dorf selbst in Form von Durchfahrenden, dann gleich ausserhalb des Dorfes begegnet, an der Tankstelle, im Supermarkt, in der Einkaufsmeile der nächsten

Grossstadt, im Urlaub und so weiter. Und dann der Lärm! Unsere uralten Gehirne sind sich Stille gewohnt, die nur selten vom Rauschen eines Wasserfalls oder durch Gewitterdonner unterbrochen wird. Die technischen, unnatürlichen Geräusche der modernen Welt sind für sie auditiv unverdaulich: Sie werden sich nie an Autobahnlärm gewöhnen, darüber darf man sich keine Illusionen machen. Doch vor unnatürlichem Lärm ist man auch in Hinterpfusungen nicht sicher. Selbst hier ist es nicht so still, wie es sein müsste, damit die Gehirne wahrhaft glücklich wären. Mit anderen Worten: Wenn die Bewohner dünnbesiedelter Gegenden sagen, sie seien glücklich, dann meinen sie damit «annähernd glücklich». Gnädigerweise können sich weder Dorfbewohner noch Städter, deren Glücksfähigkeit noch eingeschränkter ist, vorstellen, wie vollkommen glücklich man sein konnte, als man in derselben Epoche lebte wie das Gehirn.

Aber ist das nicht ein Widerspruch? Es gab doch offenbar im Neolithikum Misere, aus denen das Gehirn Auswege suchte: Wie kann man da behaupten, dass die Menschen damals wahrhaft glücklich waren? Nun, das Gehirn hatte eben nicht die Vermehrung des menschlichen Glücks im Sinn, sondern die Beseitigung von Kälte, Hunger und Krankheiten. Es ging uns im Neolithikum oft schlecht, aber manchmal waren wir wahrhaft glücklich. Heute geht es uns selten schlecht, aber wir können prinzipiell nur annähernd glücklich sein. Und um ehrlich zu sein: Ich persönlich bin lieber in einer Wohnung mit Zentralheizung annähernd als frierend unter Wölfen und Bären wahrhaft glücklich.

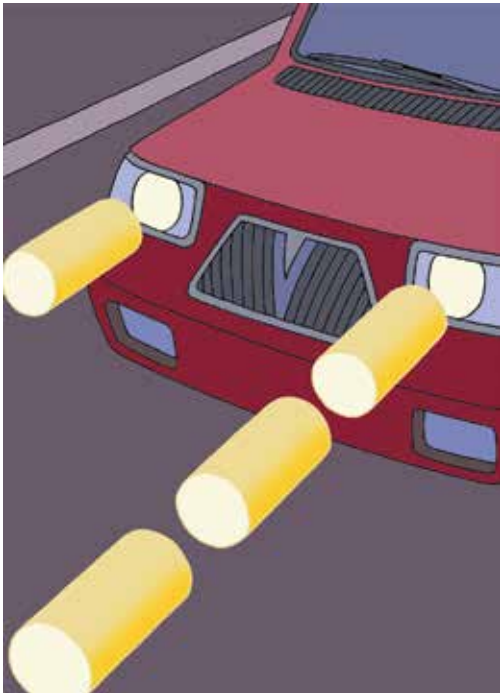
### Serie

Der Schweizer Autor **Linus Reichlin** schreibt für die *Weltwoche* in loser Folge über «Grundbegriffe des Lebens» wie Ehre, Treue, Liebe et cetera. Reichlin wurde für seine Reportagen, Kolumnen und Bücher mit verschiedenen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm der Roman «In einem anderen Leben» (Galiani). Reichlin, Jahrgang 1957, lebt in Berlin.



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man beim Autofahren mit der Lichtlupe einem entgegenkommenden Polizeiauto signalisieren, dass dieses das Licht nicht eingeschaltet hat? *Daniel Rice, Zürich*

Wenn jemand mit Lichtlupe einen entgegenkommenden Automobilisten oder auch einen Streifenwagenfahrer darauf aufmerksam machen möchte, dass etwas nicht gut ist beziehungsweise am Fahrzeug etwas nicht stimmt – dass beispielsweise das Licht nicht eingeschaltet ist –, so würde ich mich in seinem Fall selbstverständlich darüber freuen und mich wenn möglich auch dafür bedanken. Möglicherweise konnte dadurch ein Unfall verhindert werden. Im Gesetz steht, dass dort, wo die Sicherheit des Verkehrs es erfordert, der Fahrzeugführer die übrigen Strassenbenützer zu warnen hat. Unnötige und übermässige Warnsignale sind zu unterlassen. Rufzeichen mit der Warnvorrichtung sind untersagt (SVG Artikel 40 und 90, Abs. 1 und VRV Art. 29, Abs. 1).  
*Marco Cortesi, Mediensprecher Stadtpolizei Zürich*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die Neutralität ist überhaupt keine Ausrede.»

*Marco Brenni*

### Metaphysische Schuld

Nr. 27 – «Schweizer Zeugen des Holocaust»; Christoph Mörgeli über den Zweiten Weltkrieg

Danke für den mutigen Bericht. Man kann ja verstehen, dass die Schweiz, aus Angst, angegriffen zu werden, die Nazis nicht verärgern wollte. Aber über den grässlichsten Völkermord aller Zeiten zu schweigen, war eine metaphysische Schuld – nicht verzeihbar – und auch eine politische – eventuell verzeihbar (siehe «Die Schuldfrage», Karl Jaspers, 1946). Der ewigen Ausrede «Wir wussten nichts, und wir ahnten nichts bis zum Kriegsende» ist damit endgültig ein Ende gesetzt. Ich möchte hier jetzt nicht als unzeitgemässer Moralapostel auftreten, aber in Zukunft – man weiss ja nie – sollte es solches Schweigen über grässlichste Tatsachen absolut nicht mehr geben. Die Neutralität ist überhaupt keine Ausrede.

*Marco Brenni, Lugano*

### Cleverer

Nr. 27 – «Chronisches Justizversagen»; Alex Baur über Dieter Behring

Dieter Behring ist cleverer als die gesamte Justiz.

*Andreas Schmied, Fräschels*

### Falsche Signale

Nr. 27 – «Vollgas in die EU»; Hubert Mooser über Christa Markwalder

Mich als einen in die Jahre gekommenen, die Schweiz schätzenden Secondo schmerzt es sehr, die höchste Schweizerin demonstrativ mit einer EU-Fahne im Garten ansehen zu müssen. Die Signale, Aussagen und die Haltung dieser Frau verspotten die grosse Mehrheit unserer Bürger, die sie offensichtlich als unmündig und dumm beurteilt. Sie hat den Willen des Volkes zu vertreten und nicht ihre dreisten Ansichten.

*Ernesto Campomori, Oberdorf*

### Infantiler Erguss

Nr. 27 – «Sex im Freien» von Claudia Schumacher

Dass ein dermassen geschmacklos-primitiver Artikel in der aktuellen Ausgabe der *Weltwoche* publiziert werden konnte, lässt einerseits auf eine offenbar völlig fehlende interne Qualitätskontrolle schliessen. Andererseits stellt sich aber doch auch die Frage, wie eine erwachsene Dame einen derartig infantilen Erguss (im wahrsten Wortsinne) überhaupt produzieren kann und diesen dann noch ausgerechnet in



«Nicht verzeihbar».

einem ernstgenommen werden wollenden Politmagazin veröffentlichen muss!

*Kurt Spiess, Herrliberg*

### Aus eigener Kraft

Nr. 27 – «Fluch der guten Tat»; Peter Keller über Entwicklungshilfe

Der Artikel zeigt eindrücklich, dass gutgemeinte Entwicklungshilfe oft völlig danebengeht. Längst erwiesen ist, dass die Budgethilfe von Staat zu Staat kontraproduktiv wirkt. Nur die Politik will dies noch nicht wahrhaben. Nicht viel besser ergeht es oft der Hilfe internationaler Organisationen; sie versickert zum Teil an obskuren Orten oder bewirkt gar das Gegenteil, wie der Bericht aus dem Südsudan eindrücklich zeigt. Aber auch private Hilfswerke sind gegen Unfug nicht gefeit. In Sambia sah ich mit eigenen Augen, wie ein renommierendes Hilfswerk aus der Schweiz die Leute sogar bezahlte, damit sie die Hilfe annahmen. Es ging um landwirtschaftliche Ausbildung. Man musste den dortigen Subsistenzbauern Tagelder bezahlen, nur damit sie an der Ausbildung teilnahmen. Solcher und anderer Unfug kommt leider vor. Der Grund ist meist der, dass man eigene Ideale und Wertvorstellungen gutgläubig anderen Kulturen beibringen will. Ob dies echte Hilfe ist, bleibt offen. Zum Glück gibt es aber auch andere, positive Beispiele. Hilfswerken, deren Leistung nachgefragt und nicht einfach angeboten oder gar aufgedrängt wird und wo die Hilfesuchenden selber – und nicht nur die Hilfeleistenden – eine Verbesse-

rung der Lebensumstände wollen, darf sicher guten Gewissens gespendet werden. Am wirkungsvollsten dürfte diejenige Hilfe sein, die direkt der Förderung der Eigeninitiative und des Unternehmertums dient. Auch dazu gibt es gute Beispiele. Denn Wohlstand kann man nicht nachhaltig schenken, Wohlstand muss aus eigener Kraft erarbeitet werden.

*Martin Bründler, Winterthur*

Ein sehr guter Artikel. Jeder Befürworter der Entwicklungshilfe im Parlament und in der Bundesverwaltung sollte ihn dringend lesen und sich ernsthaft damit auseinandersetzen. Ursachen von Krieg, Elend und Terrorismus würden sie besser verstehen und der Realität nicht naiv oder blind gegenüberstehen. Philanthropie mit Staatsgeldern im unstabilen Ausland ist der falsche Weg. *Luis Frei, Uznach*

### Grundfragen

Zur Diskussion um das Frühfranzösisch in den Schulen

Gerade jetzt wieder, im durch den Bundesrat neu entfachten Sprachenstreit, ist eine offene Diskussion über den Auftrag der Volksschule dringend nötig. Damit ist nicht gemeint, dass in einer Detailberatung im Kantonsrat um Lehrplanelemente gestritten werden soll. Es geht um Eckwerte der Bildung und die Rolle

der Lehrpersonen im Unterricht. Die Ablehnung des Lehrplans 21 durch acht kantonale Volksinitiativen ist die Folge von viel Geheimniskrämerei in der EDK rund um den Bildungsauftrag. Jetzt muss auf kantonaler Ebene das Versäumte nachgeholt werden. Die Schule benötigt einen gut verständlichen Lehrplan mit anerkannten Bildungszielen. Diese Grundfrage geht das Volk sehr wohl etwas an.

*Hanspeter Amstutz, Fehraltorf*

### Feiner Mensch

Nr. 26 – «Traum von der <perfekten Zehn>»; Interview mit Giulia Steingruber

Merci für das Interview mit Giulia Steingruber. Sie ist eine brillante Turnerin. Das Gespräch mit ihr war einfach gut. Klar und dezidiert. Hoffe, dass es viele gelesen haben: Wir können stolz sein auf diese grossartige Sportlerin! Noch dazu ist sie ein feiner Mensch. Und eine schöne Frau.

*Eva Schmid, Rüschlikon*

### Deckmantel des Kirchenasyls

Nr. 25 – «Entgegen allen Regeln»; Alex Reichmuth über Einbürgerungen

Besten Dank für Ihren Artikel, der einmal mehr die Missstände auch in unseren kirchlichen Institutionen bestens aufgezeigt hat.

Es ist befremdend, wenn ein rechtskräftiger Bundesentscheid kurzerhand unter dem Deckmantel des «Kirchenasyls» umgangen wird. Es ist davon auszugehen, dass diese willkürliche Handlung nicht der Zustimmung der Mehrheit der Mitbürger von Bubendorf entsprochen hatte, was der spätere abschlägige Einbürgerungsentscheid klar aufgezeigt hat. Und dann wird über den Schwund an Kirchengängern lamentiert. Aber vielleicht wird die Familie Halili in Zukunft die lichten Kirchenbänke ein bisschen auffüllen. *Urs Siegwart, Bern*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förllibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Diesen Sommer und Herbst fahren Sie für je nur 10 Franken auf 35 der schönsten Berge der Schweiz. Vorausgesetzt, Sie sind UBS-Kunde. Wie einfach Sie das werden und alles Weitere zur UBS-Bergaktion erfahren Sie in jeder UBS-Geschäftsstelle oder auf [ubs.com/bergaktion](http://ubs.com/bergaktion)

UBS – Partner von  
Schweiz Tourismus



# «Humor ist, wenn man trotzdem stirbt»

Justizdirektorin Jacqueline Fehr versucht im Mordfall vom Zürcher Seefeld jede Verantwortung abzuschieben. In bisher unbekanntem E-Mails greift sie ihren Regierungs- und Parteikollegen Mario Fehr an. Recherchen zeigen, wie gefährlich der mutmassliche Täter wirklich ist. Von Christoph Mörgeli und Philipp Gut

Nächstes Jahr gäbe es etwas zu feiern in der Zürcher Justizdirektion – sofern es der Amtsstelle dann wirklich nach Feiern zumute ist: 2017 ist sie seit fünfzig Jahren ununterbrochen in linken Händen. Was 1967 mit dem eher distanzierten Winterthurer SP-Juristen Arthur Bachmann begonnen hatte, setzte sich 1983 mit der Zürcher Oberländerin Hedi Lang fort. Die Witwe eines namhaften Gewerkschafters überliess das Verwalten ihrer Verwaltung und das Regieren ihren Kollegen Jakob Stucki und Alfred Gilgen. 1991 übernahm der durch die Fichenaffäre national profilierte Moritz Leuenberger die Justizdirektion, wo er den landesweiten Skandal der Ermordung einer zwanzigjährigen Pfadiführerin durch einen untherapierbaren Mörder auf Hafturlaub verantwortete. Einer nicht unwahrscheinlichen Abwahl durch das Volk entging Leuenberger Ende 1995 durch den Aufstieg in den Bundesrat.

Seine als Nachfolgerin aufgebaute Vreni Müller-Hemmi verfehlte den Sprung in die Regierung klar und wurde umgehend durch den Parteikollegen Markus Notter ersetzt. Dieser baute sich in der Folge als mit allen Wassern gewaschener Verwaltungsjurist in der Zürcher Regierung eine starke Stellung auf. Der linkisch auftretende Agronom Martin Graf (Grüne) verpasste wegen des Falls «Carlos» – der ebenso umstrittenen wie teuren Rundumbetreuung eines Problemjugendlichen – schon vier Jahre später die Wiederwahl.

Die derzeitige Amtsträgerin Jacqueline Fehr (SP), seit Frühjahr 2015 in dieser Funktion tätig, weiss: Würden im Moment Wiederwahlen anstehen, wären ihre Chancen vor dem Souverän alles andere als glänzend. Denn die Affäre um den gewaltbereiten Tobias Kuster, der im Bewährungsurlaub möglicherweise einen 43-jährigen Mann ermordet hat, wirft mehr Fragen auf, als es Jacqueline Fehr und die ihr gewogenen Medien derzeit glauben machen wollen.

## Bereits eine Polit-Ikone

Zweifellos ist die fünfzigjährige parteipolitische Inzucht bei einer kantonalen Direktion (einzig unterbrochen durch vier Jahre Herrschaft eines identisch politisierenden Grünen) nicht von Gutem; sie wäre es auch nicht, wenn es statt der SP die SVP, die FDP oder die CVP betreffen würde. So fällt es den Kritikern gegenwärtig nicht allzu schwer, der ganz oder teilweise zuständigen Behörde vorzuwerfen, sie habe eine über Jahrzehnte zurückreichende linke Kuscheljustiz installiert, die sich an den Bedürfnis-

sen der Täter statt an jenen der Opfer und der öffentlichen Sicherheit orientiere. Man sollte aber fair bleiben: In Tat und Wahrheit haben sich die Gerichtsurteile und der Strafvollzug seit dem Fall Pasquale Brumann markant verändert. Auch wenn die Verfahren betreffend den Mordfall Zollikerberg, abgesehen vom Täter Erich Hauert, mit Freisprüchen endeten und keine Verantwortlichkeiten feststellten: Es wurden fortan deutlich mehr Verwahrungen auf unbestimmte Zeit ausgesprochen, und die Urlaubs- und Entlassungsrichtlinien wurden verschärft.

Die sogenannte Verwahrungsinitiative hat dazu geführt, dass nichttherapierbare, extrem gefährliche Sexual- und Gewaltstraftäter grundsätzlich lebenslang verwahrt werden müssen. Neue Gutachten zweier voneinander unabhängiger Fachpersonen sind erst zulässig, wenn neue wissenschaftliche Erkenntnisse eine Heilungsmöglichkeit von verwahrten Tätern belegen. Kommt es dann doch noch zu Entlassungen, sind die zuständigen Behörden im Falle von Rückfälligkeit voll verantwortlich.

Noch ist nicht erwiesen, dass Tobias Kuster tatsächlich der Mörder jenes 43-jährigen Mannes ist, der im Zürcher Seefeld sein Leben lassen musste. Eine Mitverantwortung an dieser Tat kann man Jacqueline Fehr zumindest zum jetzigen Zeitpunkt also nicht vorwerfen. Trotzdem muss sich die Justizdirektorin Kritik gefallen lassen, das Lob auf Vorschuss mancher Medien wirkt wenig fundiert. Die *Schweiz am Sonntag* stemmte die SP-Regierungsrätin («sachlich, sicher, furchtlos») geradezu zur Polit-Ikone hoch – «die Frau, die keine Angst vor Populisten hat».

Die *Weltwoche* hätte gerne mit Jacqueline Fehr persönlich gesprochen. Ihr Kommunikationsbeauftragter liess aber ausrichten, die «Person Jacqueline Fehr» spiele in diesem Moment keine Rolle. Die Situation für ein solches Gespräch sei «denkbar schlecht». Auf ihrer Website wirbt Fehr in eigener Sache mit einem Gefälligkeitstext der früheren Gassenarbeiterin und freischaffenden Journalistin Tanja Polli, mit der sie in Winterthur das Büro teilte (Polli's Selbstbeschreibung: «Wenn immer möglich im Yoga-studio oder auf Reisen»): «Jacqueline Fehr ist ein Medienprofi», ihre Aussagen «kommen druckreif», «sie plaudert nicht, sie spricht», kurz: «jeder Satz ein Statement».

Von solcher Souveränität war indes wenig zu spüren, als die sichtlich nervöse Politikerin im «Talk täglich» von Tele Züri kritisch befragt wurde. Mit Aussagen wie: Es handle sich beim möglichen Täter um «einen ganz schwierigen

Menschen, der grosse, schwere Gewalttaten begangen hat», vermochte sie nicht wirklich zu erklären, warum ihm ein lediglich von Verwandten begleiteter Urlaub zugestanden wurde – und dies, nachdem er erst einen Drittel der zu verbüsenden Haft abgesessen hatte. Auf dem Kerbholz hat Tobias Kuster immerhin das bestialische Zuschlagen mit einem Baseballschläger, was dem Betroffenen beinahe das Leben gekostet hätte, den Versuch eines Sprengstoffanschlags, die Aufforderung an ein Opfer, sich vorsorglich das eigene Grab zu schaufeln, ja selbst im Gefängnis noch Rempelen, Drogenkonsum und die anfängliche Verweigerung der Therapieversuche.

## Sehr gefährlich, deutliches Rückfallrisiko

Recherchen der *Weltwoche* zeigen: Im sogenannten Forensischen Operationalisierten Therapie-Risiko-Evaluations-System (Fotres) war Kuster von Anfang an in der dritthöchsten Risikokategorie eingestuft (3.0 Punkte auf einer Skala bis 4). Ausgedeutet bedeutet das eine «deutliche» Rückfallgefahr, und zwar «zieldeliktsspezifisch», das heisst im Bereich grober Gewalttaten. Gleichzeitig galt Kusters Beeinflussbarkeit als gering (1.0). Fachleute bezeichneten die Ausgangslage bei Therapiebeginn – insgesamt 35 Stunden – als «düster». Auch im weiteren Verlauf der Behandlung sei das Rückfallrisiko «unverändert» geblieben. Einzig die Beeinflussbarkeit habe sich leicht von «gering» auf «moderat» verschoben. Was immer noch bedeute, dass «die Hemmnisse gegenüber einer Therapie grösser seien als die Chancen», so ein Insider. Einfacher ausgedrückt: Kuster machte zwar mit der Zeit mit, aber ohne jeden Erfolg. Er blieb so gefährlich wie zuvor.

Jacqueline Fehr wich auf die Frage von Tele Züri-Moderator Markus Gilli rundweg aus, warum der polizeiliche Fahndungstext von einem Hafturlauber sprach, der «als gewaltbereit einzustufen ist und der bewaffnet sein dürfte». Und auch auf die Aussage ihres obersten psychiatrischen Verantwortlichen Frank Urbaniok, bei Kuster bestehe «ein deutlich ausgeprägtes Risiko für einen Rückfall» (*Tages-Anzeiger* online), wusste Fehr nichts Stichhaltiges zu erwidern. Statt selbst Verantwortung zu übernehmen, sprach sie wiederholt von einem Problem der «ganzen Welt». Warum der Hafturlauber keine Fussfesseln getragen habe? Man könne sich, wenn man flüchten wolle, dieser Fussfesseln leicht entledigen, so Fehr. Womit die Frage in keiner Weise beant-





*Skandale und Skandälchen: Zürcher Justizdirektorin Fehr (SP).*

wortet war, sondern weitere Nachfragen herausgefordert hätte: Lösen Fussfesseln keinen Alarm aus, wenn man sie zerstört? Hat Kuster nun Fussfesseln getragen oder nicht? Und wenn ja – hat er sich von diesen befreit?

## Fehr gibt der Polizei die Schuld

Keinen stilsicheren Eindruck hinterliess Jacqueline Fehr auch an der Medienkonferenz, die sie hauptsächlich mit Erfolgsmeldungen aus dem Strafvollzug ausfüllte. Es bleibt mehr als fragwürdig, dass der Hochrisiko-Häftling Kuster Urlaub erhielt. Der Skandal allerdings liegt darin, dass die Regierungsrätin die Öffentlichkeit viel zu spät orientierte.

Volle zehn Tage waren vergangen, seit Kuster nicht in seine Zelle zurückgekehrt war, sieben Tage waren seit jenem Mordfall im Seefeld verstrichen, bei dem eine Mitwirkung Kusters vermutet wird. Da steht der Verdacht im Raum, man habe in der Justizdirektion gehofft, der Delinquent werde irgendwann schon noch auftauchen und der Behörde die Peinlichkeit einer neuerlichen Tötung im Hafturlaub ersparen.

Dass Jacqueline Fehr – nicht untypisch für ihre Charakterstruktur – die Schuld an der ausgebliebenen Öffentlichmachung der Polizeidirektion ihres SP-Kollegen und Namensvetters Mario Fehr anlastete («Das müssen Sie dann einmal mit der Polizei klären»), war ein weiterer Fauxpas. Jacqueline Fehr behauptete, der unterbliebenen öffentlichen Orientierung lägen «polizeitaktische Überlegungen» zugrunde.

Die Polizei wehrte sich umgehend und beteuerte durchaus glaubhaft, sie sei von der Justizdirektion nicht über die Gefährlichkeit des Entwichenen informiert worden. Polizeidirektor Mario Fehr verhinderte persönlich im letzten Moment ein entsprechendes Statement des Polizeisprechers, um nicht noch mehr Öl ins Feuer der ohnehin vergifteten Kollegialität zu giessen. SP-intern ist längst bekannt, dass Jacqueline Fehr den Jungsozialisten nahesteht, die Mario Fehr wegen des Kaufs von Überwachungstechnologie gerichtlich einklagen wollten.

Wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen, eskalierte der Konflikt zwischen den beiden SP-Fehrs in der Zürcher Regierung: Jacqueline Fehr schickte E-Mails an Mario Fehr sowie den kantonalen Parteipräsidenten, in denen sie verbal um sich schlug und den Kollegen gar drohte. Eingeweihte Genossen halten dieses Verhalten für «typisch»: Gerate sie unter Druck, verliere die Regierungsrätin leicht die Kontrolle. Es gehe ihr im Fall Kuster nun vor allem darum, «den eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen».

Überhaupt der Hafturlaub: Die Standardantwort auf kritische Fragen lautet, es gebe keine Alternative zur schrittweisen Anpassung an die Freiheit. Gewiss gibt es wissenschaftliche Studien, welche diese These belegen. In Fachkreisen gilt die direkte Entlassung als Worst Case,



Konflikt: SP-Politiker Mario und Jacqueline Fehr.

als Variante mit den grössten Risiken. Allerdings sei die Gewährung eines solchen Urlaubs primär ein juristischer Entscheid, der nur schwach mit dem langfristigen Rückfallrisiko korreliere, so ein Insider. Mit anderen Worten: Wie gefährlich der Täter immer noch ist, spielt eine untergeordnete Rolle. Wer sich im Strafvollzug pflichtgemäss verhalte, habe «fast schon einen juristischen Anspruch auf Urlaub». Die Frage sei erlaubt: Wenn die plötzliche Entlassung in die Freiheit für die Betroffenen eine Art Schock bedeutet, ist dann der Schock des plötzlichen Freiheitsverlusts nicht ungleich grösser? Warum gewöhnt man die Delinquenten nicht schrittweise mit Zwischenurlauben ans harte Leben hinter Gittern?

## Wie gefährlich der Täter immer noch ist, spielt eine untergeordnete Rolle.

Seit Fehr ihren Regierungsposten übernommen hat, pflastern Skandale und Skandälchen ihren Weg. Als erste Amtshandlung entliess sie den langjährigen fähigen Generalsekretär Christian Zünd und ersetzte ihn durch Jacqueline Romer, eine enge Freundin aus der SP Winterthur; dieser vorzeitige Rausschmiss hat die Steuerzahler viel Geld gekostet. Romer war 2010 ins Bundeshaus gefahren, um ihre Freundin bei der Bundesratskandidatur gegen Simonetta Sommaruga zu unterstützen. In ihren Armen verlor Fehr nach der Niederlage ihre Fassung und weinte bitterlich. «Genau deshalb sind wir hier», sagte Romer damals dem *Landboten*. Erst wenige Tage im Amt, baute Regierungsrätin Fehr ihr Büro und die vorgelagerten Räume für den sozial schwer ver-

mittelbaren Betrag von 650 000 Franken aus, «inklusive gemütlicher Sofa-Ecke, die Wohnraum-Atmosphäre ausstrahlt» (NZZ).

Im Fall der doppelten Kindstötung in Flaach nach dem Wegnahmeentscheid der Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (Kesb) ging Fehr mit den Kritikern hart ins Gericht. Speziell die Schriftstellerin Zoë Jenny kriegte von der Magistratin ihr Fett ab, weil sie es gewagt hatte, anhand ihrer eigenen Erfahrungen die staatliche Familienbetreuungsmaschinerie zu hinterfragen.

Fehr gab auf Kosten der Steuerzahler eine Lohnstudie in Auftrag, die Verbesserungen konstatierte – was die Regierungsrätin aber nicht davon abhielt, über die «Tippelschrittchen» in der Lohngleichstellung zu jammern.

In ihrem Regierungsamt kann Fehr heute ausführen, wovon sie als Parlamentarierin nur träumen durfte: Schon im Jahr 2000 hat sie ein Postulat zur «Zertifizierung familienfreundlicher Unternehmen» eingereicht. Unlängst machte eine Twitter-Nachricht Schlagzeilen, in der sie sich auf eher plumpe Art bei den Jungen anbot: «Wie wär's, liebe Jungparteien, mit einer Initiative für ein gewichtetes Stimmrecht? 18- bis 40-Jährige haben 2 Stimmen, 40- bis 65-Jährige 1,5 Stimmen und über 65-Jährige 1 Stimme. Schliesslich sind es die Jungen, die die Folgen der politischen Entscheide tragen müssen.»

Dieser staatspolitische Unsinn stammt nicht von einer jugendlichen Anhängerin der Aktion *Libero* oder der *Juso*, sondern von der Zürcher Justizdirektorin, die in ihrem Kanton immerhin über den Rechtsstaat zu wachen hat. Sollten die über vierzigjährigen Wählerinnen und Wähler bei den nächsten Regierungsratswahlen wirksam an diesen Tweet erinnert werden, sind Fehrs Tage im Kaspar-Escher-Haus wohl gezählt.

## Viel Einfluss im Parlament

Zur Zeit ihres Wirkens in Bundesbern war die Winterthurerin wohl eine der teuersten Parlamentarierinnen überhaupt. Sie gewann Mehrheiten, indem sie für ihren milliardenteuren Raubzug auf die Bundeskasse erfolgreich freisinnige Wirtschaftsfunktionäre umgarnte, so Gewerbedirektor Pierre Triponez bei der Mutterschaftsversicherung oder Arbeitgeberdirektor Peter Hasler bei der Krippenfinanzierung.

Gemeinsam mit FDP-Ständerat Felix Gutzwiller legte sie die Grundlagen für die staatliche Drogenabgabe. Sie erkämpfte nationale Mindestbeiträge für Kinder und Ausbildungszulagen. Und sie scheiterte nur knapp beim Begehren nach Ergänzungsleistungen für Familien.

Kein Wunder also, dass die *Sonntagszeitung* Fehr 2009 angesichts dieser Klientelpolitik zur einflussreichsten Schweizer Politikerin kürte. Einen finanziell einträglichen Coup landete die Sozialdemokratin, als ihr ein lukrativer Verwaltungsratssitz der Schweizerischen Mobilien-Genossenschaft in den Schoss fiel.

Die Tatsache, dass sich Jacqueline Fehr regelmässig für das uneingeschränkte Staatsmonopol bei den elektronischen Medien eingesetzt hatte, war ihr 2014/15 im Regierungsratswahlkampf von Nutzen: Sie durfte jederzeit in jedes erdenkliche Mikrofon ihrer SRG-Duzfreunde sprechen.

Manche Vorstösse der ehrgeizigen, hyperaktiven Politikerin fielen allerdings auch dem allgemeinen Lächeln anheim. So forderte sie die Möglichkeit eines speziellen Hochschulabschlusses für Berufspolitiker oder rief den Bundesrat auf, die Olympischen Spiele in Sotschi zu boykottieren. Fehrs Kampf gegen unerwünschte Firmen in Winterthur («Wir wollen keinen Aldi») folgte indessen nahtlos ihrem Engagement für das SP-Parteiprogramm 2010, das die Abschaffung des Kapitalismus und der Armee forderte.

Für Stirnrünzeln sorgte die Präsidentin der (staatlich unterstützten) Stiftung Kinderschutz Schweiz, als ausgerechnet sie die Volksinitiative für ein lebenslanges Berufsverbot für verurteilte Pädophile ablehnte. Dies mit der gewagten Begründung, es brauche mehr Prävention, damit die Kinder lernten, nein zu sagen. Kinderschutzpräsidentin Fehr lehnte ein höheres Strafmass für Vergewaltigungen von Kindern und bei sexuellen Handlungen mit diesen ebenso ab wie die Verwahrungsinitiative oder die Unverjährbarkeitsinitiative.

Im Herbst 2009 ging die Vizepräsidentin des Verbandes Pro Familia (vom Staat mit 120 000 Franken alimentiert) von ihrem Ehemann familiär getrennte Wege. Fehrs Ex-Mann heisst Maurice Pedernana, ist Präsident einer Vermögensverwaltungsfirma im Kanton Zug und ehemaliger Bankrat der Zürcher Kantonalbank, wo er trotz Staatsgarantie für die beaufsichtigte Institution jährlich zum hübschen Fixum einen Bonus bezog. Versteuerte das hausbesitzende

Ehepaar Pedernana-Fehr 2007 noch 1,23 Millionen Franken, war es 2008 eine halbe Million weniger. Die Bundesratskandidatin meinte zum dramatischen Einbruch des Familienvermögens, ihr Gatte habe «dieses Geld nach meinem Wissensstand in ein Projekt investiert». Genaueres über dieses «Projekt» liess sich die «Projektarbeiterin» (Selbstdeklaration) nicht entlocken.

Wenn die 1963 geborene, in Elgg und Winterthur aufgewachsene Jacqueline Fehr ihre einfache Herkunft betont, wie sie das gern tut, so wirkt das einigermassen übertrieben. Tatsächlich entstammt sie dem Mittelstand, und es reichte jedenfalls für Skiferien im Bündnerland und eine stipendienfreie Absolvierung der Maturität in Winterthur. Bei den Protestaktionen der achtziger Unruhen stand sie am Gymnasium schon in der vordersten Reihe. Fehr wurde Sekundarlehrerin, startete ihre

## Die Gründe für die überraschende Nichtwahl sehen beteiligte Genossen in Fehrs Persönlichkeit.

Politkarriere 1990 im Gemeinderat der Stadt Winterthur und sass bereits ein Jahr später im Kantonsrat. Sie bekam ihre beiden inzwischen erwachsenen Söhne, wobei einer heute der SP, der andere der SVP nahestehen soll. 1998 rutschte Jacqueline Fehr in den Nationalrat nach, wo sie neben den genannten sachpolitischen Erfolgen auch schmerzliche Niederlagen einstecken musste. Die Art, wie die selbstdeklarierte «Einzelgängerin» gegen die damalige Parteipräsidentin Ursula Koch intrigierte und sie öffentlich zum Rücktritt aufforderte, wurde in der SP wenig geschätzt und sollte ihr nachhaltig schaden; 2010 verpasste

sie die Bundesratswahlen, zwei Jahre später wurde ihr der unerfahrene Andy Tschümperlin als Fraktionschef vorgezogen.

Diese Niederlage bei ihren Kollegen machte Fehr schwer zu schaffen. Der ebenfalls aus der Region Winterthur stammende Jürg Stahl (SVP), der gleichentags in seiner Fraktion gegen Adrian Amstutz unterlag und der Fehr als «authentisch» schätzt, sagt, Fehr sei danach «spürbar härter» geworden. Die Gründe für die überraschende Nichtwahl sehen beteiligte Genossen in Fehrs Persönlichkeit: Sie gilt zwar als politisch fähig, aber menschlich und führungs-mässig als «sehr schwierig». Es sei bezeichnend, dass sie just bei jenen Leuten durchgefallen sei, die sie am besten kennen, sagt ein ehemaliger SP-Nationalrat. Und dies, so bemerkt er weiter, gegen einen Konkurrenten wie Tschümperlin, der auf allen politischen Feldern schwächer als Fehr gewesen sei und der erst noch das «falsche Geschlecht» gehabt habe.

Die Absage an die haushohe Favoritin schreibt eine Parteikollegin Fehrs persönlichem Umgang zu: Sie sei «schnippisch», «rechthaberisch» und «verseckle» die Kollegen regelmässig. Bei der Bundesratswahl hätten deshalb auch viele in der Fraktion ihr die Stimme nicht gegeben – gemäss der alten Politregel: «Stimmung machen immer die eigenen Leute.»

## Im Mercedes zum Fernsehen

Die Niederlage in der Ausmarchung ums Fraktionspräsidium war für Fehr ein Déjà-vu: Auch die Zürcher Genossen wollten sie einst nicht als Parteipräsidentin haben, über Nacht wurde damals ein unbekannter Gegenkandidat aufgebaut. Immerhin gelang es dem Politprofi von Links aussen im vergangenen Jahr, sich durch gemässigtes Auftreten und sichtliches Bemühen um eine gepflegte Erscheinung im ganzen Kantonsgebiet mehrheitsfähig zu machen. «Irgendwo mussten wir sie ja hinwählen», bemerkt ein Genosse. Materielle Sorgen drücken die Magistratin, die sich als soziale Aufsteigerin versteht, zeitlebens keine mehr; als Zürcher Regierungsrätin bezieht Jacqueline Fehr einen Jahreslohn von 350 000 Franken und ist für 190 000 Franken pensionsberechtigt.

Auch wenn sie angesichts des Falls Tobias Kuster kummervoll in die Kamera blickte, weiss die kämpferische Sozialdemokratin ihre politischen Privilegien zu geniessen: Ins Studio von Tele Züri liess sie sich in einer luxuriösen Dienstlimousine der Marke Mercedes chauffieren. Stil und Format hat sie deswegen aber noch nicht gewonnen. 2015 twitterte Jacqueline Fehr nach dem Massaker an zwölf Mitarbeitern des Pariser Satiremagazins *Charlie Hebdo*: «Humor ist, wenn man trotzdem stirbt.» «Warum schweigen, wenn kein Kalauer zu blöd ist, um damit auf sich aufmerksam zu machen?», kommentierte damals die NZZ. Im Lichte des Falls Kuster wirkt ihre Botschaft noch befremdender. ○



Die Öffentlichkeit wusste lange nichts: Fundort der Leiche im Zürcher Seefeld.

# Was macht eigentlich Yves Rossier?

Die Beziehungen zur EU sind das wichtigste Geschäft der Schweizer Aussenpolitik. Aber ausgerechnet hier darf EDA-Staatssekretär Yves Rossier nicht mehr mitreden. Der Direkt-Diplomat manövrierte sich mit erfrischend ehrlichen Sätzen über «fremde Richter» ins Abseits. *Von Hubert Mooser*

Nein, «er ist nicht von der Bildfläche verschwunden», lässt Jean-Marc Crevoisier, Informationschef des Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA), zu Staatssekretär Yves Rossier, 55, verlautbaren. Und Crevoisier reicht gewissermassen als Beweis den Link zu einem Auftritt Rossiers am Westschweizer Fernsehen vom 3. Juli nach. Nur: Mit dem wichtigsten Dossier der Schweizer Aussenpolitik, den Beziehungen zur Europäischen Union, hat Rossiers Auftritt höchstens noch am Rande etwas zu tun.

Anders als vor einigen Monaten, als Rossier zu den Verhandlungen mit der EU auf allen Kanälen gradlinig und unverblümt Position bezog und damit in der Öffentlichkeit erhebliche Resonanz erzeugte, warfen seine letzten Auftritte keine grossen Wellen mehr. Um Rossier ist es plötzlich so still geworden, dass bei einzelnen Parlamentariern der Eindruck entstanden ist, der Mann sei durch den EU-Chefunterhändler Jacques de Watteville als Staatssekretär im EDA abgelöst worden.

## EDA-Staatssekretär als Bauernopfer

Ein Tag nach dem Brexit, auf dem Privatsender *TeleZüri*: Martin Naef, SP-Nationalrat und Co-Präsident des EU-Beitrittsvereins Nebs, duelliert sich mit SVP-Präsident Albert Rösti. Es geht um die wirtschaftliche Bedeutung der

## Rossier hat offen ausgesprochen, was offiziell nicht sein darf.

Bilateralen. Fast beiläufig lässt Rösti einen Satz fallen, der nach Sprengstoff riecht: Auch der «ehemalige» EDA-Staatssekretär Rossier habe die Bedeutung der bilateralen Verträge relativiert. Der ehemalige EDA-Staatssekretär? «Sorry», sagt Rösti auf Rückfrage der *Weltwoche*, «das ist mir in der Hitze des Gefechtes einfach so rausgerutscht.» Der Versprecher sagt jedoch viel aus über die derzeitige Wahrnehmung des Staatssekretärs im Parlament. Auch Naef wirft maliziös die rhetorische Frage auf, ob der Staatssekretär noch im Amt sei.

Rossier ist das Bauernopfer des Bundesrates geworden. Der Grund: Der noch amtierende Staatssekretär hat offen ausgesprochen, was gemäss offizieller Sprachregelung nicht sein darf – nämlich, dass die Landesregierung sich damit abgefunden hat, die Schweiz faktisch



*Unvoreingenommen, kritisch: Spitzendiplomat Rossier.*

dem EU-Gerichtshof zu unterwerfen. Seither darf Rossier zur EU-Politik nach aussen kaum mehr etwas sagen. «In der Kommission informieren der vom Bundesrat 2014 ernannte Chefunterhändler Jacques de Watteville und der Chef der Direktion für europäische Angelegenheiten (DEA), Botschafter Henri Gétaz», sagt Nationalrat Roland Rino Büchel (SVP), der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates.

Rossier wird laut bundesratsnahen Kreisen auch nicht mehr zu den europapolitischen Klausuren des Bundesrates eingeladen. Der Aussenminister beziehe sich bei seinen Ausführungen im Bundesrat kaum noch auf seinen Staatssekretär. Man sehe die beiden fast nie zusammen. Der Chefdiplomat als Persona non grata und bloss noch Zaungast beim

---

## Es kam heraus, dass er der EU vom Bundesrat nicht abgesegnete Zugeständnisse gemacht hatte.

---

wichtigsten Dossier der Schweizer Diplomatie? Das EDA lässt das nicht gelten. Anstelle von Rossier richtet Sprecher Crevoisier aus, der Staatssekretär nehme weiterhin an den Koordinationssitzungen zur EU-Politik teil. Deshalb könne man auch nicht sagen, dass der Staatssekretär mit der EU-Politik nichts mehr zu tun habe. Ein herzhaftes Dementi klingt anders.

Tatsache ist: Rossier erhielt 2012 vom Bundesrat den Auftrag, eine Annäherung bei der von der EU geforderten «institutionellen Lösung» vorzubereiten; von Frühjahr 2013 bis Frühjahr 2014 war er der Mann in Bern, der die EU-Debatte befeuerte und beheizte. Doch heute ist er nur noch auf diplomatischen Nebengleisen unterwegs.

Die aktuelle Agenda des EDA-Staatssekretärs klingt besser, als sie es, gemessen an ihrer Bedeutung, eigentlich ist. Rossier ist verantwortlich für das Engagement der Schweiz in regionalen (OSZE, Europarat, Frankophonie) und internationalen Organisationen (Uno). Er ist zuständig für die Friedens- und Menschenrechtspolitik, für diverse Mediationsprozesse und gute Dienste (Iran, Libyen, Jemen). Zum Pflichtenheft gehört ebenfalls die internationale Sicherheitspolitik. Nur eben – im wichtigsten Bereich, den Beziehungen zur EU, ist Rossier bestenfalls noch Mitläufer.

### Berater von Delamuraz und Couchepin

Wie konnte es so weit kommen? Als ihn Bundesrat Didier Burkhalter (FDP) nach seinem Wechsel ins Departement für auswärtige Angelegenheiten mitnahm und zum Staatssekretär beförderte, betrat Rossier ein für ihn ziemlich unbekanntes Territorium. Anfang der neunziger Jahre hatte er drei Jahre als Rechtsberater im Integrationsbüro gearbeitet. Da-

nach diente Rossier den freisinnigen Bundesräten Jean-Pascal Delamuraz und Pascal Couchepin im Wirtschaftsdepartement als wissenschaftlicher und politischer Berater; dann wurde er Leiter der Eidgenössischen Spielbankenkommission und zuletzt Direktor des Bundesamtes für Sozialversicherungen im Departement des Innern. Eine diplomatische Karriere sieht anders aus. Im Januar 2012 ernannte der Bundesrat Yves Rossier trotzdem zum Staatssekretär des EDA.

### «Fremde Richter»

Rossier pflegte vom ersten Tag an einen unter Topdiplomaten ungewohnt offenen und direkten Kommunikationsstil. «Er hat teils mutige Aussagen gemacht», erinnert sich Büchel. Und das just zum Reizthema «fremde Richter». «Ja, es sind fremde Richter, es geht aber auch um fremdes Recht», betonte Rossier in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* 2013. Ob sich die Schweiz dazu verpflichten wolle oder nicht, so Rossier weiter, solle aber immer die Politik entscheiden. Mutig geisselte er jene sozialliberalen Kreise, die wegen der Masseneinwanderungsinitiative (MEI) das Initiativrecht beschränken wollten: «Wenn Parlament und Stimmbürger in voller Kenntnis der daraus resultierenden Folgen fänden, dass man gewisse Verträge nicht mehr einhalten soll, dann muss man dies akzeptieren.» Der Staatssekretär sprach sich damit explizit gegen das Bestreben aus, Volksinitiativen vorweg nach ihrer Kompatibilität mit dem internationalen Recht zu röntgen und allenfalls zu bodigen, bevor der Souverän entscheiden kann.

Man kann es auch so sehen: Rossier ist nicht so wie die meisten Diplomaten in Bern, die sich in taktischer Zurückhaltung üben und alles danach ausrichten, das wahre Ziel ihrer Bestrebungen zu verschleiern. Er ist ein unvoreingenommener, kritischer Geist, bringt also genau jene Voraussetzungen mit, von denen Burkhalter bei den schwierigen Verhandlungen mit der EU profitieren könnte. Denn der Neuenburger Bundesrat hatte nach der Übernahme des EDA 2012 Grosses vor, er wollte als Retter des bilateralen Weges in die Geschichtsbücher eingehen. Dafür brauchte er ein Ergebnis bei den Verhandlungen zu einem Rahmenabkommen. Die EU pochte immer eindringlicher darauf.

Tatsächlich hat sich die Schweiz bislang viel weniger einschüchtern lassen, als es den Anschein macht. Ende 2012 waren die Verhandlungen festgefahren, und die EU liess die Muskeln spielen: Ohne neues Rahmenabkommen keine neuen bilateralen Verträge, drohte der damalige EU-Chefkommissar José Manuel Barroso. Burkhalter schickte seinen besten Mann an die Front, Staatssekretär Yves Rossier. Der Freiburger führte die Verhandlungen auf unkonventionelle Art. Bisweilen, so hört man, traf er sich allein mit dem Chefunter-

händler der EU, David O'Sullivan, in einer Kneipe im heimatlichen Freiburg. Die beiden verstanden sich offenbar auf Anhieb. Es half, dass sie die gleiche Beamtenkaderschmiede am College of Europe in Brügge (Belgien) durchlaufen hatten.

### Entmachtung in zwei Etappen

Dann kam allerdings heraus, dass der Schweizer Chefunterhändler Zugeständnisse gemacht hatte, die der Bundesrat nicht vorgängig abgesegnet hatte – zum Beispiel bei der Anwendung der neuen institutionellen Regeln auf die bestehenden Verträge. Der Bundesrat hatte in seinem Mandat verlangt, dass diese nur für neue Verträge gelten sollten. Ausserdem hatte Rossier den Europäischen Gerichtshof als Schlichtungsinstanz praktisch akzeptiert. Noch mehr ärgerte sich Bern über Rossiers Ausführungen in den Medien zu fremden Richtern, weil er damit offenlegte, was man verschleiern wollte.

Die Entmachtung des Schweizer Chefunterhändlers war damit bloss noch eine Frage der Zeit. Sie ging nach der Annahme der MEI im Februar 2014 in zwei Etappen über die Bühne.

Der erste Stolperstein war die Umsetzung der MEI, das Dossier lag bei Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP). Rossier, der «schnelle Brüter aus dem EDA», der auf alle Fragen sofort eine Antwort hat, war ihr gemäss Insidern eine Spur zu dominant und zu eigensinnig. Sie ernannte ihren Vertrauensmann

---

## Der erste Stolperstein war die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative.

---

Mario Gattiker zum Staatssekretär für Migration und betraute diesen – mit dem Segen der Landesregierung – mit der Leitung der Verhandlungen zur MEI-Umsetzung. Der neue Zuwanderungsartikel machte eine Anpassung des Personenfreizügigkeitsabkommens mit der EU notwendig. Rossier bootete sie dabei geschickt aus.

Staatssekretär Rossier sollte als Chefunterhändler künftig die offenen bilateralen Dossiers bündeln und koordinieren. Doch just vor der Sommerpause 2015 musste der EDA-Mann dann aus einer Pressemitteilung des Bundesrates erfahren, dass die Landesregierung einen neuen Chefunterhändler suchte. Der Entscheid bedeutete faktisch seine Entmachtung – auch wenn Bundesrat Burkhalter die Situation später vor den Medien schönredete. «Zwei sind zur Auswahl gestanden», führte der Aussenminister aus, «Jacques de Watteville und EDA-Staatssekretär Yves Rossier.» Rossier habe jedoch abgesagt. Er wolle sich auf andere wichtige Dossiers konzentrieren. Tatsächlich verschwand er von der Bildfläche – und ist seither kaum noch gesichtet worden. ○

# Die spinnen, die Schweizer

Jeder Zehnte im Land kämpft mit Angststörungen, jeder Vierte gar leidet an einer Geisteskrankheit. Das sagen die Forscher, und die Gesundheitspolitiker rechnen mit ihren Zahlen. Wer der Frage nachgeht, woher diese stammen, der lernt tatsächlich das Fürchten. *Von Markus Schär und Daniel Stolle (Illustration)*

Mit angstverzerrtem Gesicht klammert sich der junge Mann an den Rollstuhlfahrer, der mit ihm auf dem Schoss im Lift, über die Strasse, durch den Supermarkt fährt: «Angst lähmt», zeigt Pro Infirmis mit dem Spot ihrer jüngsten Kampagne. Die Stiftung, die sich für behinderte Menschen einsetzt, weist damit das Land auf ein verkanntes Problem hin: «800 000 Menschen in der Schweiz leiden an Angststörungen.» Das gelte als «gesellschaftliches Tabu», meint Geschäftsleitungsmitglied Mark Zumbühl, «obwohl jede zehnte Person in der Schweiz betroffen ist». Deshalb fordert die Kampagne: «Reden wir darüber.»

Aber gerne, der Schreiber dieser Zeilen fragt sich nämlich: Was ist statistisch so abnormal an seinem Bekanntenkreis, dass er von den 800 000 Menschen, die mit Panik oder Phobien kämpfen, niemanden kennt? Und nicht nur diese Kampagne bringt ihn ins Grübeln. Der Bericht «Psychische Gesundheit in der Schweiz» des Dialogs Nationale Gesundheitspolitik rief vor einem Jahr nach dringenden Massnahmen, weil es erschreckende wissenschaftliche Erkenntnisse gebe: «Studien gehen davon aus, dass mehr als ein Viertel der Bevölkerung (27 Prozent) in den EU-27-Staaten, der Schweiz, auf Island und in Norwegen im Verlauf eines Jahres an einer psychischen Krankheit leidet.» Wie kommen die Forscher auf solche Behauptungen, die sich so gar nicht mit der Wahrnehmung im Alltag decken?

## «Mangel an guten Studien»

Woher nimmt Pro Infirmis also die Zahl, dass 800 000 Menschen in der Schweiz an Angststörungen leiden, und zwar akut? Mark Zumbühl nennt auf Nachfrage als Quellen eine Studie von 2008 sowie weitere Publikationen, die sich aber alle auf diese Studie stützen. Matthias Jäger und Wulf Rössler von der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich (PUK) rechneten vor acht Jahren zusammen mit dem Kollegen Patrik Sobocki vom Karolinska Institutet in Stockholm die «Cost of disorders of the brain in Switzerland» hoch. Sie stellten fest, in der Schweiz lebten zwei Millionen Menschen, also ein Viertel der Bevölkerung, mit einer «Hirnstörung»: einem psychischen oder neurologischen Leiden. Und diese Erkrankungen führten zu Kosten von insgesamt 8,9 Milliarden Euro im Jahr, also damals zwei Prozent des Bruttoinlandprodukts. Die Zahl liege allerdings eher zu tief; um die wahren

Belastungen für die Volkswirtschaft schätzen zu können, brauche es vertiefte Studien zu jeder Hirnerkrankung.

Betreffend die Angststörungen findet sich in der Studie genau ein Satz: Unter Panikattacken, Phobien, Zwangs- oder generalisierten Angststörungen litten in der Schweiz 710 000 Menschen. Woher diese Zahl stammt, verraten die Autoren aber nicht einmal in einer Anmerkung. Sie klagen: «Eine der Hauptschwierigkeiten, mit denen wir bei diesem Artikel kämpften, ist der Mangel an guten Studien in der Schweiz und in Europa, was bei Hochrechnungen zu Ungewissheit führt.» Immerhin stellen sie fest: «Die externe Validierung der Ergebnisse unserer Studie durch das Hochrechnen auf die ganze europäische Bevölkerung zeigt eine relativ starke Übereinstimmung mit früheren Forschungsergebnissen in der Literatur.»

Die Anmerkung nennt diese Literatur: eine einzige Studie zu den «Cost of disorders of the brain in Europe». Und dass die schweizerischen Zahlen gut mit den europäischen übereinstimmen, ist nicht wirklich überraschend. Matthias Jäger, heute Oberarzt an der

## Natürlich fand sich auch ein Schweizer Team, das die Zahlen für die Schweiz umrechnete.

PUK Zürich, erklärt dazu: Bei den Zahlen in der Schweizer Studie von 2008 handle es sich um Berechnungen aufgrund der Zahlen in der europäischen Studie von 2005, die wiederum «auf publizierter epidemiologischer und ökonomischer Evidenz für den gesamteuropäischen Raum» beruhe. Kurz: Die Schweizer Forscher rechneten die Daten ihrer europäischen Kollegen für die Schweiz um – und staunten dann, dass sich ihre Ergebnisse mit jenen in Europa deckten. Wie viele Menschen in der Schweiz tatsächlich an Angststörungen leiden, weiss niemand, weil es noch nie jemand untersucht hat.

Die real existierenden Studien zur Verbreitung von psychischen und neurologischen Krankheiten sucht der Skeptiker auch in der Publikation vergeblich, bei der die Schweizer abschrieben. «Cost of disorders of the brain in Europe», 2005 im *European Journal of Neurology* veröffentlicht, dekretiert einfach, an Hirnkrankheiten litten in Europa genau 127 012 482 Menschen (in der Schweiz:

2 049 854), davon an Angststörungen in Europa 41 407 747 Patienten (in der Schweiz: 713 193). Selbstverständlich wissen die Autoren selber, dass sie mit Komorbiditäten rechnen müssten, also damit, dass Patienten oft an mehreren Krankheiten leiden, weshalb sich die Patientenzahlen für die verschiedenen Krankheiten nicht einfach zusammenzählen



*Panik wegen der Angst.*

lassen. Aber sie peilten einfach über den Daumen und kamen wunderbarerweise auf genaue Zahlen.

### Kosten von 798 Milliarden pro Jahr?

«Die epidemiologischen Daten, die diese Studie verwendet, beruhen auf einer systematischen Sichtung der publizierten epidemiologischen Daten in Europa», erklärt die Studie mit einem Satz. Dank diesem Verweis findet der Forschungsforscher immerhin endlich die Quelle: «Size and burden of mental disorders in Europe – a critical review and appraisal of 27 studies», von den deutschen Psychiatern Hans-Ulrich Wittchen und Frank Jacobi 2005 publiziert, ist auf dem Netz frei verfügbar. So lässt sich für alle nachvoll-

ziehen, wie die Forscher auf ihre Zahlen kamen.

Beispielsweise sammelten sie vierzehn Studien von Tschechien bis Norwegen zu Angststörungen – ausser der Zürcher Kohortenstudie, die Professor Jules Angst von 1979 bis 1999 durchführte und die auch Fälle von Zwangsstörungen erwähnt, keine aus der Schweiz. Diese Studien weisen bei den Prävalenzen (Auftrittshäufigkeiten) absurde Spannen aus: Bei den Panikattacken reichen sie von 0,7 bis 3,1 Prozent, bei den generalisierten Angststörungen von 0,2 bis 4,3 Prozent und bei der Agoraphobie (Platzangst) gar von 0,1 bis 10,5 Prozent. Aber nach dem Zusammenmischen und Durchkneten aller Ergebnisse dieser nicht ganz exakten Wissenschaft

schauen schliesslich präzise Zahlen heraus: «Quer durch alle diese Studien lässt sich schätzen [!], dass 27 Prozent der erwachsenen Bevölkerung der EU (mit Island, Norwegen und der Schweiz) an mindestens einer psychischen Erkrankung leiden. Diese Schätzung der 12-Monate-Prävalenz entspricht 82,7 Millionen betroffenen Menschen.»

Bei diesen aufschreckenden Zahlen – das entging Pro Infirmis – liessen es die europäischen Forscher nicht bewenden: Schon fünf Jahre später schraubten sie die Werte in der Studie «Cost of disorders of the brain in Europe 2010» noch höher; statt 386 Milliarden Euro kosteten die Hirnkrankheiten jetzt schon 798 Milliarden. Und natürlich fand sich auch ein Team um die Zürcher Psychologen Andreas Maercker und Axel Perkonig, das

---

## Wie viele Menschen in der Schweiz tatsächlich an Angststörungen leiden, weiss niemand.

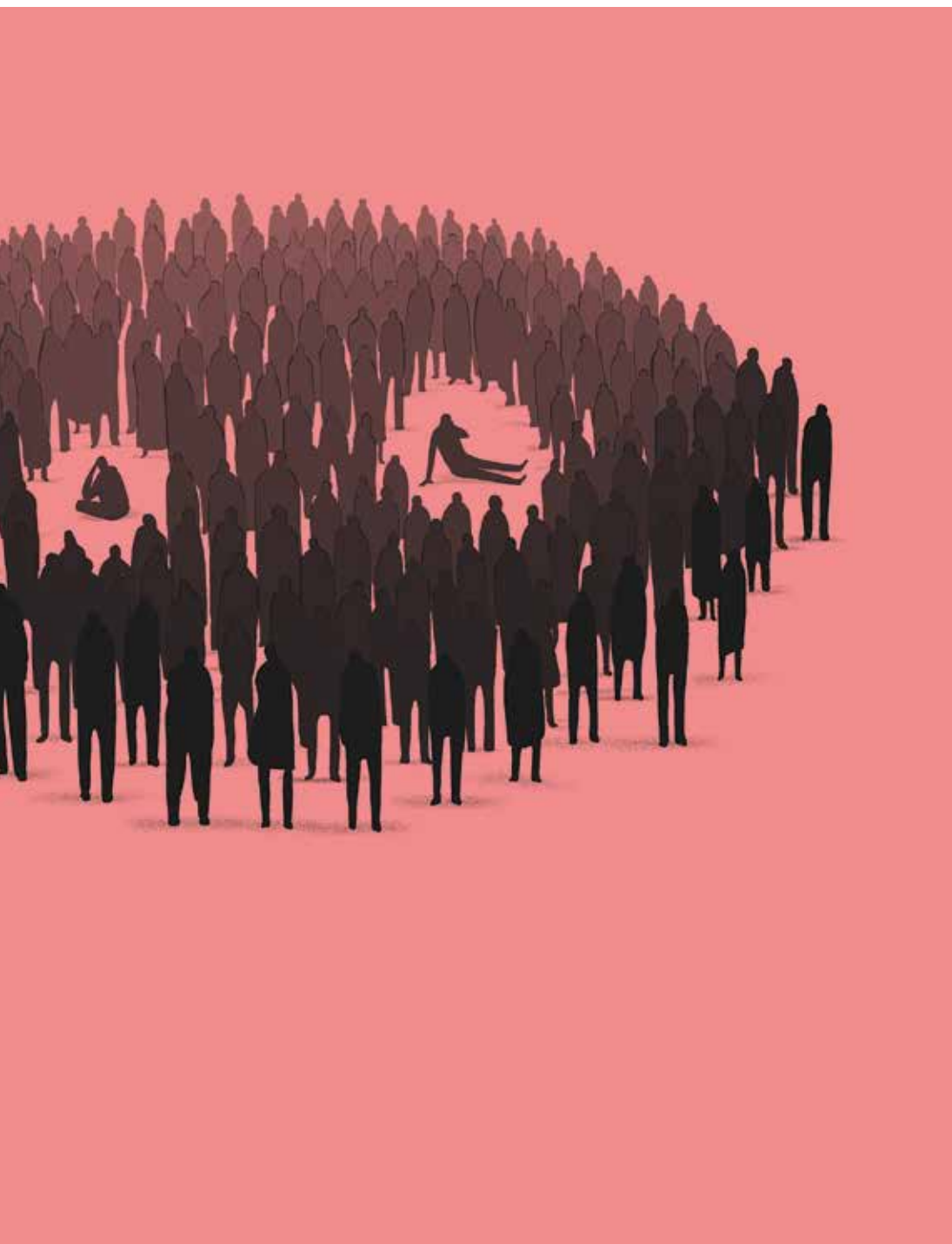
---

die Zahlen für die Schweiz umrechnete: Bei den Angststörungen kam es so schon auf 1 054 000 Betroffene, und neu fand es auch 2 360 000 Patienten, die an Kopfweh leiden (gemäss Definition mindestens einmal im Jahr) – was immer damit gemeint sein mag. So rechnete es die Kosten auf 14,5 Milliarden Euro hoch, also drei Prozent des Schweizer Bruttoinlandsprodukts.

### Hyperaktives Bundesamt

Wichtig ist in dieser Publikation nur ein Satz: «Die Schätzungen der Studie des European Brain Council von 2010 für die Schweiz bilden die Grundlage für die Planung im Gesundheitswesen» – zum Beispiel für den Bedarf an Psychologen und Psychiatern. Der Hinweis fehlt denn auch in keiner der Studien, ob in der EU oder in der Schweiz: Nur mit viel mehr Geld liessen sich die Kosten der Hirnkrankheiten und Geistesstörungen genauer ermitteln und mit noch viel mehr Geld vielleicht verringern – je höher die Kosten, umso nötiger die Milliarden für die Forscher und die Ärzte, für die Präventionsexperten und die Gesundheitsbürokraten.

«Um die psychische Gesundheit zu verbessern, müssen verschiedene Bevölkerungsgruppen in unterschiedlicher Weise mit Programmen und Massnahmen erreicht werden», hält denn auch der Bericht «Psychische Gesundheit in der Schweiz» fest. Das Departement von Alain Berset (SP) forderte deshalb weitreichende Aktionen und Interventionen; der Bundesrat stellte sie aber zurück, wohl um die Hyperaktivität des Bundesamtes für Gesundheit zu bremsen. Und solange sich der Bund zurückhalten muss, verbreitet Pro Infirmis – vom Staat mit über siebzig Millionen Franken im Jahr ausgehalten – die Panik wegen der Angst. ○



# Zahlen und schweigen

**Bund und Kantone geben sich gerne grosszügig gegenüber Zuwanderern aus armen Ländern. Die finanziellen Langzeitfolgen der verordneten Solidarität haben die Gemeinden zu tragen. Es kann sehr schnell sehr teuer werden. Zum Beispiel in Waltalingen. Von Alex Baur und Hans Schürmann (Bild)**

Verschlägt es einen Fremden zufällig nach Waltalingen im Zürcher Weinland, könnte er leicht auf die Idee kommen, sich in eine längst verflossene Epoche verirrt zu haben. Das male- rische 675-Seelen-Dorf und der dazugehörige Weiler Guntalingen mit den liebevoll heraus- geputzten Riegelbauten, den saftigen Rebstö- cken und zwei sorgfältig restaurierten mittel- alterlichen Burgen wirkt auf den ersten Blick fast unreal. Es ist, als wäre die Zeit spurlos vor- beigegangen an diesem abgelegenen Flecken irgendwo im Grünen zwischen Winterthur, Schaffhausen und dem Bodensee.

Doch Waltalingen ist keine Erfindung von Walt Disney, sondern eine von zahllosen Schweizer Gemeinden, in denen Landleben noch Dorfleben bedeutet. Zwei Dutzend Bauernbetriebe, eine Metzgerei, eine Bäckerei, ein Dutzend Handwerksbetriebe aller Art, vom Kunstschmied bis zum Töffmechaniker, eine Kiesgrube, zwei Transportunternehmen, meh- rere Beizen sowie der Volg und die Raiffeisen- bank bieten Arbeit und ein Auskommen für die meisten Einwohner. Am Abend und an den Wochenenden findet das soziale Leben vor al- lem in den Vereinen statt. Dass man auch mal ein Amt im Dienst der Allgemeinheit über- nimmt, ist für viele hier noch Ehrensache.

## Aus zwei mach sieben

Pendler gibt es nicht viele in Waltalingen und Guntalingen, und das ist bei einem Steuerfuss von 129 Prozent nicht weiter verwunderlich. Grossverdiener meiden diese Gegend. Mit einem Steuerertrag von jährlich rund 610 000 Franken (2015) kann die politische Gemeinde keine grossen Sprünge machen, doch es be- klagt sich keiner. Die grösseren Investitionen für Schulen, Kindergärten und Kläranlage ver- teilen sich über den Verbund mit Nachbar- gemeinden; nicht zuletzt dank dem kantona- len Finanzausgleich kommt man ganz leidlich über die Runden. Kopfzerbrechen bereitet im Dorf nur ein Ausgabeposten: die explosiv an- wachsenden Sozialkosten.

Nun ist es ja nicht so, dass Waltalingen und Guntalingen viele Sozialfälle produzieren würden. Man kann diese an einer Hand abzä- hlen. Doch diese wenigen Fälle haben in der Re- gel herzlich wenig mit dem Dorf zu tun. Sie sind importiert worden, wurden der Gemein- de aufoktroiert. Die Waltalinger haben zu die- sem Budgetposten nichts zu sagen. Sie müssen einfach zahlen und schweigen. Obwohl das sehr schnell sehr teuer werden kann, wie Re-

cherchen der *Weltwoche* zeigen. Da wäre zum Beispiel die Roma-Familie Obilik (Name geän- dert), die vor sechzehn Jahren aus Serbien zu- gezogen ist. Ursprünglich handelte es sich nur um ein Paar, er zwanzig Jahre jung, sie sieb- zehn. Das damalige Bundesamt für Flüchtlin- ge lehnte 2001 ihr Asylgesuch zwar definitiv ab und ordnete die Ausweisung an, die gemäss der Praxis der Asylrekurskommission infolge «Unzumutbarkeit» aber «aufgeschoben» wur- de. Wie Zehntausende andere Nichtflüchtlinge blieb die Familie Obilik einfach in der Schweiz. Und mit den Jahren kamen fünf Kinder dazu. Ob es noch mehr werden, weiss der Himmel.

Gearbeitet haben die Obiliks nie, sie leben von der Sozialhilfe – und das werden sie wohl bis ans Ende ihrer Tage tun. Rund 7000 Fran- ken erhält die Familie gemäss Skos-Richtlini- en monatlich, und das ist doch einiges mehr, als Familienvater Obilik vernünftigerweise mit Arbeit verdienen könnte. Dass sämtliche Integrationsbemühungen bei diesen Perspek- tiven scheiterten, kann nicht verwundern. Man hat auch schon versucht, Herrn Obilik bei der Gemeinde zu beschäftigen. Doch er stellte sich dabei so dumm an, dass man froh war, als er nach ein paar Stunden von Rücken- schmerzen heimgesucht wurde und von der Bildfläche verschwand. Anfänglich zahlte der Bund, dann der Kanton und schliesslich der



*Soziale Zeitbombe:* Waltalingen ZH.

Verbund aller Gemeinden des Bezirks Andel- fingen. Weil sich die Kosten verteilten, war die Last für Waltalingen einigermaßen verkräft- bar. Zumindest so lange, bis der Nachwuchs das Schweizer Bürgerrecht erhielt. Auch dazu hatte die Gemeinde nichts zu sagen, da die Einbürgerung von Schulkindern mehr oder weniger automatisch erfolgt. Zahlen muss die Gemeinde trotzdem. Denn die Jugendlichen sind nun nicht mehr abgewiesene Asylbewer- ber aus dem Balkan, sondern Schweizer, Bür- ger von Waltalingen.

Und das wird nun richtig teuer. Denn nicht nur die Eltern, sondern auch die jungen Neu- schweizer, die sich nach Aussagen von Nach- barn fast ausschliesslich von Chips und Cola

## Nicht nur die Eltern, auch die jungen Neuschweizer erweisen sich als kaum integrierbar.

ernähren, erweisen sich als kaum integrierbar. Nicht, dass die Kinder im Dorf unangenehm auffallen würden. Hie und da fährt zwar die Polizei vor, weil Vater Obilik seine Frau ver- prügelt. Dann verschwindet er jeweils für ein paar Tage, bis das Spiel wieder von neuem be- ginnt. Doch die Kinder reden Mundart, die Burschen spielen Fussball. Das Problem liegt bei der Schule. Die Kinder brauchen eine Son- derbetreuung.

## Druck von links

Die Kosten für die Sonderbetreuung verteilen sich wohl auf die regionale Schulgemeinde, nicht aber jene für die Familienbetreuung. Das sind jährlich 44 000 Franken, die, soweit die Kinder eingebürgert sind, voll zu Lasten der Gemeinde gehen. Bei Steuereinnahmen von 610 000 Franken ist das eine Stange Geld. Doch das ist womöglich nur der Anfang. Bei Roma-Familien sind Fremdplatzierungen kei- ne Seltenheit. In einem solchen Fall wäre mit Kosten von 90 000 Franken und mehr zu rech- nen. Und auch hier hat die Gemeinde nichts zu sagen, sie muss nur zahlen. Den Entscheid fällt die Erwachsenen- und Kinderschutzbehörde Kesb. Waltalingen hat bereits eine solche Fremdplatzierung zu verkräften – kämen wei- tere dazu, würde dies das Gemeindebudget wohl definitiv sprengen. Doch nicht nur die Langzeitfolgen der Asilmigration sind eine tickende finanzielle Zeitbombe. Auch die Per- sonenfreizügigkeit mit der EU offenbarte un-





*Grundsatz der Solidarität:* Gemeindepäsident Zuber.

geahnte Tücken. Da wäre zum Beispiel der Fall eines Ehepaars aus Rumänien, das 2003 im Rahmen eines Familiennachzugs nach Waltalingen kam. Möglich war dies, weil die mit einem Schweizer verheiratete Tochter der damals sechzigjährigen Eheleute die volle finanzielle Verantwortung übernahm. Dieses

---

### Mit Hilfe des Datenschutzes werden die eigentlich öffentlichen Fälle unter dem Deckel gehalten.

---

Versprechen galt aber offenbar nur bis 2009, als die Eheleute ins Pensionsalter kamen und die Personenfreizügigkeit mit Rumänien in Kraft trat. Da die Tochter bei der AHV einen Minimalbeitrag für ihre Eltern bezahlt hatte, bekamen diese zwar nur eine Minirente zugesprochen. Doch das spielt keine Rolle. Den grössten Teil ihrer Altersrente holen die betagten Neuzuzüger aus Rumänien über Ergänzungsleistungen herein – und diese bezahlt zu 56 Prozent die Gemeinde Waltalingen.

Monatlich kassiert das Rentnerhepaar rund 3700 Franken an Ergänzungsleistungen, inklusive 1500 Franken für die von der Tochter vermietete Wohnung. Das mag relativ beschei-

den anmuten. Doch bis 2014 läpperten sich so rund 210 000 Franken an Ergänzungsleistungen zusammen. Damals verweigerte das Zürcher Migrationsamt dem Rentnerpaar eine Niederlassungsbewilligung (Typ C) und forderte dieses auf, entweder auf die Ergänzungsleistungen zu verzichten oder die Schweiz zu verlassen. Doch nun trat der Linksanwalt Marc Spescha aus Zürich auf den Plan. Unter anderem mit Verweis auf die Praxis des Bundesgerichtes, welches Ergänzungsleistungen nicht mit Sozialhilfe gleichsetzt, focht er den Entscheid bei der kantonalen Sicherheitsdirektion an. Mit Erfolg. Im letzten Februar wurde die Aufenthaltsbewilligung des rumänischen Rentnerpaars verlängert. Und Waltalingen zahlt weiter.

### Über die Hälfte der Steuereinnahmen

Gemeindepäsident Martin Zuber (SVP) mag die Recherchen der *Weltwoche* im Einzelnen nicht kommentieren. Das Amtsgeheimnis verbietet dies. Was die Sozialzuwanderer seine Gemeinde kosten, wie viel über die Schulgemeinde und den regionalen Asylverbund indirekt zu tragen ist, lässt sich schwer auf den Franken genau berechnen. Tatsache ist: Letztes Jahr musste Waltalingen 160 000 Franken

für Asyl- und Sozialhilfe aufwenden, dazu kamen Ergänzungsleistungen von 135 000 Franken sowie Kinderschutzmassnahmen über 60 000 Franken. Zusammen sind das 58 Prozent der Steuereinnahmen. Für das laufende Jahr ist im Asyl- und Sozialbereich ein Plus von 70 000 Franken budgetiert, bei den Ergänzungsleistungen ein Plus von 35 000 Franken.

Wegen der Sozialausgaben musste Waltalingen den Steuerfuss der politischen Gemeinde um zehn Prozentpunkte erhöhen, was zum Teil durch Einsparungen bei der Schule kompensiert wurde. Gemeindepäsident Zuber dazu: «Eine Dorfgemeinschaft ist darauf angewiesen, dass die Einwohner solidarisch sind, doch leider hat dieser Grundsatz für ein paar Bewohner offenbar keine Bedeutung mehr.»

Waltalingen ist eine von 2352 Gemeinden in der Schweiz. Fast jede hat sich mit Sozialrentnern herumzuschlagen, die ihr zugewiesen wurden. Es sind Fälle, die sich zwar in der Öffentlichkeit zutragen, mit Hilfe des Datenschutzes aber unter dem Deckel gehalten werden. Die meisten Richter, Beamten und Asylfunktionäre, die in ihren Amtsstuben über das Budget und die Zukunft der Gemeinde entscheiden, wissen mutmasslich gar nicht, dass es Waltalingen überhaupt gibt. ○

---

# «Gib dein Bestes, um zu gewinnen»

---

Unter seiner Führung wandelte sich die kränkelnde Cablecom zum erfolgreichen Kabelnetzanbieter UPC. Hier spricht Europa-Chef Eric Tveter über den Brexit, seinen schärfsten Konkurrenten und Gemeinsamkeiten zwischen den USA und der Schweiz. Von Florian Schwab und Hervé Le Cunff (Bild)



«Die Leidtragenden sind die Kunden»: UPC-Chef Tveter, 58.

Sein Gesicht kennt in der Schweiz fast jedes Kind: der Mann, der im Werbespot von UPC (früher Cablecom) etwas sagen will, aber kaum zu Wort kommt. In Tat und Wahrheit ist es umgekehrt: Der Amerikaner Eric Tvetter ist als Chef im Hause UPC einer der erfolgreichsten Manager des Landes in einem hartumkämpften Markt. Der Enkel von norwegischen Auswanderern hat Grosses vor in der Schweiz. Kürzlich errang er vor der Wettbewerbskommission (Weko) einen wichtigen Sieg gegen den Erzkonkurrenten Swisscom. Im Hintergrund von Tvetters Konferenzraum hängt ein riesiges Gemälde der Brooklyn Bridge. Für seine Grosseltern, die angesichts des Zweiten Weltkriegs in den dreissiger Jahren in die USA auswanderten, war die Brücke ein Symbol der Hoffnung.

### **Herr Tvetter, die Muttergesellschaft von UPC hat ihren Sitz in London.**

Ja, als Liberty Global – unser Stammhaus – vor drei Jahren die britische Virgin Media gekauft hat, wurde der Hauptsitz nach London verlegt. Gehandelt werden die Aktien aber weiterhin an der Nasdaq in New York.

### **Wie wird Liberty Global auf den Entscheid des Landes reagieren, die Europäische Union zu verlassen?**

Seit der Volksabstimmung, die zunächst grosse Verwerfungen an den globalen Märkten ausgelöst hat, hat sich die Lage ja wieder etwas beruhigt. Unser Unternehmen hat die «Remain»-Kampagne unterstützt, aber die Bevölkerung hat anders entschieden.

### **Also kein «Brexit» seitens Ihres Konzerns in ein anderes Land?**

Nein, das Ganze muss sich jetzt setzen. Das Vereinigte Königreich wird ja nicht aus der globalen Wirtschaft verschwinden, ob es jetzt innerhalb oder ausserhalb der EU ist. Für uns ist Grossbritannien ein guter und sehr wesentlicher Markt.

### **Zur Schweiz: Sie führen UPC im achten Jahr. Kürzlich haben Sie das «Cablecom» aus dem Namen gestrichen. Warum?**

Als ich das Management übernommen habe, war unser Image recht angekratzt. Da wollte ich nicht sofort den Namen wechseln, wie bei einem Gebrauchtwagen, den man neu lackiert, ohne den Motor zu reparieren. Erst als sich der Ruf erholt hatte, haben wir das 2011 mit dem Zusatz UPC auch signalisiert. Seit wir auch Mobilfunk im Angebot haben, ist der Name Cablecom einfach nicht mehr zutreffend.

### **Ist der Namenswechsel ein Bruch mit der Geschichte von Cablecom und früher Rediffusion?**

Im Gegenteil. Ich bin sehr stolz auf unsere Vorgängerfirmen. Das waren Pioniere! Schweizweit die Ersten im Digitalfern-

sehen, die Ersten im Internet und die Ersten, die die Swisscom in der Telefonie angegriffen haben. Viele unserer Mitarbeiter sind seit Jahrzehnten dabei. UPC steht für unser globalisiertes Geschäft mit regionaler Verankerung und die Breite unserer hochwertigen Dienstleistungen.

### **Seit ein paar Jahren kennt man Sie aus den Fernsehspots für UPC.**

Das war nicht meine Idee. Vor drei oder vier Jahren haben Freunde zu mir gesagt: «Eric, der Ruf hat sich stark verbessert, vielleicht solltest du als Gesicht hinstehen.» Unsere Marketingabteilung hat das mit Kunden vorab getestet, und es kam gut an. Ich bin ja – anders als die beiden anderen Protagonisten Carlos Leal und Stéphanie Berger – nicht der geborene Schauspieler, aber es macht Spass, unsere Dienstleistung mit Ehrlichkeit und Humor zu verkaufen: Wir haben das schnellste Netz der Schweiz. Überall, wo wir sind, bieten wir 500 Megabit pro Sekunde, auch in Randregionen.

### **Vor zehn Jahren war der Ruf der damaligen Cablecom schlecht, die Hotline ein Albtraum, die Rechnungen waren oft falsch ausgestellt.**

Ja, die Marke war durch die Service-Krise in Mitleidenschaft gezogen. Die damalige Krise

---

### **«Die Swisscom gehört zu 51 Prozent dem Bund – und wird von diesem bevorzugt.»**

---

war das Ergebnis eines schlecht implementierten IT-Systems. Wir haben dann einen grossen *roundtable* mit vielen Kunden gemacht und geschaut, wo die Probleme liegen. Sogenannte Tiger-Teams haben dann eines nach dem anderen abgearbeitet und gelöst.

### **Und heute?**

Heute steht das Kundenerlebnis im Zentrum von allem, was wir tun. Das messen wir akribisch, und deshalb können wir auch die grossen Veränderungen nachweisen. Die Methoden, die wir 2009 in der Schweizer Gesellschaft entwickelt haben, waren ein solcher Erfolg, dass sie heute konzernweit angewendet werden. Zudem investieren wir in der Schweiz Milliarden in unser Kabelnetz und natürlich in den Kundendienst.

### **Worin unterscheidet sich Ihr Netz von demjenigen der Konkurrenz?**

Die Leistungsfähigkeit des hybriden Fiber-Coax-Netzwerks von UPC in der Schweiz ist unübertroffen und zukunftssicher. Auch können wir zusätzliche Internetkapazitäten zu einem viel geringeren Preis als unsere Konkurrenz erzeugen, gemessen in Kosten für ein zusätzliches Megabit pro Sekunde.

### **Warum?**

Das sind die Gesetze der Physik: Unsere Konkurrenten operieren auf viel teureren

Plattformen, weil sie die Glasfaser bis ins Gebäude des Kunden ziehen müssen («fiber to the home» oder «fiber to the premises»). Wir können in über zwei Millionen Haushalten auf die bestehenden Anschlüsse zurückgreifen.

### **Viele Städte haben eigene Glasfaserprojekte vorangetrieben.**

Ja, solche Lösungen decken jetzt rund eine Million Haushalte ab. Ehrlich gesagt, sehe ich nicht, wie sie wirtschaftlich ihre Abdeckung erhöhen wollen, um auf unser Niveau zu kommen. Das waren vielfach unkoordinierte Projekte in einzelnen Städten ohne eine gemeinsame Strategie. Unser Netz bietet das schnellste Internet mit der breitesten Abdeckung. Und dies ohne öffentliche Gelder.

### **Der Netzausbau Ihrer Konkurrenz wird subventioniert?**

Ja, die «fiber to the home»-Kooperation mit den städtischen Elektrizitätswerken ermöglicht es Swisscom, zu tieferen Kosten eine neue Infrastruktur zu bauen. Das wirkt wettbewerbsverzerrend. Denn es handelt sich um eine De-facto-Subventionierung der Swisscom in sowieso schon gut erschlossenen Zonen. Man hätte das Geld besser investiert, indem man abgelegene Regionen erschlossen hätte.

### **Seit kurzem bietet UPC in Zusammenarbeit mit Salt auch Mobile-Angebote an. Was ist da die Idee?**

Das ist ein sehr dynamischer Markt. Salt hat sehr innovative Preismodelle, wir ebenfalls. Im ersten Quartal konnten wir den grössten Anteil des Marktwachstums erreichen. Wir sehen es aber als Ergänzung zu unserem Glasfasernetz. Die Geschwindigkeitsvorteile sprechen weiterhin für «Fiber Power».

### **Wie investiert UPC derzeit in der Schweiz?**

Mit der neuen Gigasphere-Technologie können wir auf unserem Netz eine Geschwindigkeit von mehreren Gigabit pro Sekunde erreichen. Da wird man schrittweise einen Ausbau sehen. Auch die Abdeckung werden wir weiter verbessern. Parallel dazu investieren wir jährlich über 200 Millionen Franken in die Infrastruktur in der Schweiz. Seit Anfang Jahr haben wir mit unserem Investitionsprogramm «Autostrada» begonnen, mit dem wir pro Jahr zusätzlich über 50 000 Haushalte an unser Netz anschliessen. Hier investieren wir weitere 250 Millionen Franken. Dazu kommen neue Services wie die Multimedia-box «Horizon» mit Funktionen wie Replay, Webbrowser, Integration von Youtube und Apps. Dies für den grossen TV-Screen, aber auch für mobile Geräte. Also das volle Programm, wo und wann es unsere Kunden wollen. In Kürze starten wir unter dem Namen MySports einen neuen Sportsender.

### **Wo liegt der Schwerpunkt?**

Wir starten mit dem Fokus auf Eishockey. Der Schweizer Eishockeysport hat eine

grosse Strahlkraft, insbesondere auch in den Regionen ausserhalb der grossen Zentren. Das passt zu unserer Philosophie, auch regional eine Top-Versorgung mit unserem Breitband-Kommunikationsnetz anzubieten. Grundlage dafür war, dass es hier ein faires Bieterverfahren gab.

#### Was ist das Problem?

Die Bieterverfahren waren in der Vergangenheit nicht transparent. Die Tatsache, dass die Wettbewerbskommission (Weko) zur bisherigen Situation eine Busse von über 70 Millionen Franken an Swisscom ausgesprochen hat, unterstreicht den dringenden Handlungsbedarf.

#### Sie haben etliche Male die Swisscom erwähnt. Was macht Ihre Situation als Angreifer auf dem Schweizer Markt speziell?

Dass der grösste Anbieter zu 51 Prozent dem Bund gehört und gleichzeitig von diesem bevorzugt wird. Die Swisscom ist ein harter und aggressiver Wettbewerber, der seine Macht auf dem Markt, aber eben auch in der Politik spielen lässt. Das jetzige Fernmeldegesetz verunmöglicht in vielen Bereichen einen wirksamen Wettbewerb. Die Leidtragenden sind die Kunden, die in der Vergangenheit ein zu enges Angebot zu einem zu hohen Preis kaufen mussten. Ich finde es gut, dass Bundesrätin Doris Leuthard hier Reformen möchte. Die Regulatoren müssen wirksame Instrumente in die Hand bekommen.

#### Die Weko ist Ihnen bei den Fussballrechten ja gefolgt.

Ja, aber der Prozess hat sich viel zu lange hingezogen.

#### Der Werbeverbund von Swisscom, SRG und Ringier macht Ihnen keine Sorgen?

Die kundenspezifische Werbung ist auch bei uns ein Thema. Wir sind da gut aufgestellt, weil wir als Branche zweieinhalb Millionen Fernsehanschlüsse betreiben, die Swisscom nur 1,3 Millionen. Was uns betrifft, werden wir sehr genau auf die Privatsphäre der Kunden achten.

#### Aus ökonomischer Sicht ist es ein Rätsel: Staatsunternehmen gelten als wenig kundenorientiert und innovativ. Nicht so die Swisscom.

Das rührt an das Herz der Swissness: ein hohes Qualitätsbewusstsein. Und die Swisscom ist vermutlich der beste ehemalige Monopolbetrieb in Europa. Carsten Schloter – Gott sei seiner Seele gnädig – war ein unglaublich innovativer Geist.

#### Sollte die Swisscom privatisiert werden?

Das muss die Schweizer Bevölkerung entscheiden. Wenn man aber einen Staatsbetrieb mit mehr als fünfzig Prozent Marktanteil in den Segmenten Internet, Mobile und Festnetz hat, dann sollte dieser nach denselben Regeln spielen müssen wie wir Privaten auch.



Faktor Humor: Werbeträger Berger (l.), Leal.

#### Was macht für Sie den Schweizer Markt attraktiv?

Die Schweizer Wirtschaft läuft gut. Wir sind froh, dass wir hier investiert haben und werden das auch weiter tun. Das zeigt auch unser langfristiges Commitment zum Schweizer Eishockey. Die Kunden sind loyaler als anderswo, aber auch qualitätsbewusster. Beim Fernsehen haben wir, gemeinsam mit unserem Partnernetzwerk «Suissedigital», den grössten Marktanteil in der Schweiz. UPC blickt optimistisch in die Zukunft.

#### Wie sieht es bei den Firmenkunden aus?

Dieses Segment ist ein klarer Wachstumsmotor für unser Unternehmen. Begonnen hat es vor mehr als zehn Jahren mit Grosskunden und Wiederverkäufern, was einen Grundstock ergab. Seither pflegen wir einen Fokus auf KMU sowie Home-Office und Kleinbüros. Die Wachstumsraten in dem Bereich sind hochofreudlich. Kürzlich war ich in Polen an einem Kongress der Denkfabrik Cato: In vielen Ländern sehen wir immer deutlicher, dass kleine und mittlere Unternehmen die Wachstumsträger in einem global schwierigen wirtschaftlichen Umfeld sind. Wir haben sie daher konzernweit als wichtige Kundengruppe identifiziert.

#### Sie kommen viel in der Welt herum. Wenn Sie die Schweiz ansehen: Wo liegen ihre grössten Stärken?

In meiner Laufbahn hat sich eine Lebensphilosophie herauskristallisiert: Ich glaube, dass Stärke aus Vielfalt erwächst. Das trifft für die USA besonders zu, die ein *melting pot* sind. Meine Grosseltern väterlicher- und mütterlicherseits wanderten angesichts des Zweiten Weltkriegs in die USA aus. Doch auch die Schweiz ist ein Schmelztiegel, bestehend aus

den Einheimischen in den vier Sprachregionen und den vielen Nichtschweizern, die hier leben und die ich «eingeladene Gäste» nenne, zu denen ich mich auch zähle. Durch ihre Vielfalt konnte die Schweiz über sich hinauswachsen. Die Neutralität ist eine brillante Strategie, die historisch gut begründet ist. Auch die direkte Demokratie ist grossartig. Sie funktioniert hier anders als in den USA, wo dabei manchmal wirklich verrückte Gesetze herauskommen – Beispiel Kalifornien. Die Schweiz und die USA haben vieles gemeinsam.

#### Sie sind ein klassischer Expat. Wo sind Sie zu Hause?

Aufgewachsen bin ich in Brooklyn, New

---

#### «Wenn man im Leben kein Risiko eingeht, was soll es dann?»

---

York. In einem Quartier, nicht weit von der «Bridge» entfernt. Wenn ich dort lande, fühle ich mich zu Hause. Mittlerweile fühle ich mich aber auch in der Schweiz daheim. Zürich ist der beste Ort, an dem ich gelebt habe. Ich habe hier mittlerweile viele Freunde. Im Herbst ziehe ich in ein eigenes Haus in Meilen.

#### Würden Sie Ihren Führungsstil als amerikanisch bezeichnen, oder hat sich dieser mittlerweile europäisiert?

Da müssen Sie mein Team fragen. Ich denke, dass ich eher den Konsens suche. 2009, als ich kam, musste ich durchgreifen. Meine eigenen Präferenzen liegen aber eher so, die Mitarbeiter zu beteiligen.

#### Ihr Sohn fährt beruflich Autorennen. Liegt das hohe Tempo irgendwie in der Familie?

Irgendwie schon. Wir gehen Risiken ein, ohne tollkühn zu sein. Wenn man im Leben kein Risiko eingeht, was soll es dann? Wir mögen den Sport, und wir mögen den Wettbewerb. Wir verlieren ungern, aber wir schätzen den fairen Kampf. Es geht nicht darum, um jeden Preis zu gewinnen. Ich sage meinem Sohn: «Gib dein Bestes, um zu gewinnen.» Er ist mit Leidenschaft dabei und liebt das Rennfahren. Für die Eltern ist es schon schwierig. Aber viele Eltern zerstören die Träume ihrer Kinder. Wir haben unseren Sohn immer ermutigt, das zu tun, was er mag und was ihn glücklich macht. So habe ich es im Leben auch gemacht.

Eric Tveter ist seit 2014 CEO der UPC-Regionalorganisation Österreich/Schweiz und leitet seit 2015 zusätzlich das Zentraleuropa-Geschäft des Telekommunikations- und Unterhaltungskonzerns Liberty Global. Damit ist er für sieben Länder zuständig. Zuvor war er sechs Jahre lang CEO des Schweiz-Geschäfts. Eric Tveter ist verheiratet und hat einen Sohn.

# Heikle Mission

Der Bund schickt seit kurzem muslimische Seelsorger in Asylzentren. Zuständig für deren Auswahl ist die Vereinigung der Islamischen Organisationen in Zürich, der Verbindungen zu radikalen Kreisen im Ausland nachgesagt werden. Islamkenner warnen. *Von Alex Reichmuth*

Anfang Juni hat die Schweizer Stimmbevölkerung die Asylgesetzrevision gutgeheissen. Umstritten war im Abstimmungskampf insbesondere, dass Asylbewerber neu Anrecht auf einen kostenlosen Rechtsbeistand haben. Das neue Asylverfahren war im Bundeszentrum Zürich getestet worden. Was das Volk bei der Stimmabgabe nicht wusste: Der Bund plante einen zusätzlichen Service für die Asylanten in Zürich. 25 Tage nach dem Urnengang war dieser dann bereit: «Am 1. Juli 2016 startete im Testbetrieb Zürich ein Pilotprojekt für eine muslimische Seelsorge in den Bundesasylzentren», informierte das Staatssekretariat für Migration mit einigen Tagen Verspätung, zielgenau auf den Ferienbeginn hin. «Vom Gratis-Anwalt zum Gratis-Imam», kommentierte die *Schweizerzeit*.

Konkret sind seit Anfang Juli drei muslimische Seelsorger im Testzentrum Zürich unterwegs. Sie wurden vom Bund angestellt und teilen sich ein 70-Prozent-Pensum. In der einjährigen Pilotphase soll gemäss Bund geprüft werden, «ob die flächendeckende Einführung einer muslimischen Seelsorge in den Bundesasylzentren möglich ist und welchen Nutzen ein solches Angebot hat».

Bisher waren in Asylzentren nur Seelsorger christlicher und jüdischer Glaubensgemeinschaften tätig. Zu den Aufgaben aller Seelsorger gehört laut Bund nicht nur, mit Asylsuchenden Gespräche zu führen, sondern auch, ihnen Kontakte zu Religionsgemeinschaften ausserhalb der Zentren zu vermitteln. Der Bund begründet die Verpflichtung muslimischer Seelsorger mit Schlagworten wie «Hilfe für Traumatisierte» und «Gleichbehandlung der Religionen». Eine Sprecherin strich gegenüber SRF die Bedeutung der muslimischen Seelsorge insbesondere für Frauen und Kinder hervor: «Da diese Personen zu den speziell verletzlichen Gruppen im Asylbereich gehören, ist es gut, wenn eine muslimische Seelsorge als Ansprechperson vorhanden ist.»

Bei bürgerlichen Parteien reagiert man skeptisch. Eine muslimische Seelsorge gehöre sicher nicht zu den «Top-Prioritäten im Asylwesen», kritisiert CVP-Präsident Gerhard Pfister. Für FDP-Präsidentin Petra Gössi ist klar, dass solche Dienstleistungen, sofern überhaupt nötig, von den religiösen Gruppierungen finanziert werden müssen. Sie befürchtet, dass «sonst die Anspruchshaltung von Asylsuchenden zusätzlich gefördert wird». Gössi bezeichnet es zudem als «missglückt», dass

der Bund erst nach der Asyl-Abstimmung über die muslimische Seelsorge informiert hat. Auch bei Pfister hinterlässt diese späte Bekanntgabe ein «ungutes Gefühl».

Schärfere Kritik üben Kenner der Schweizer Islam-Szene. «In Asylzentren braucht es Sozialarbeiter, aber keine Vertreter von Moscheen», sagt Saïda Keller-Messahli, Präsidentin des Forums für einen fortschrittlichen Islam. Sie befürchtet, dass die Seelsorge von konservativen Gläubigen benutzt werden könnte, um unter Asylbewerbern zu missionieren. «Die Betreiber von Asylzentren können kaum kontrollieren, ob muslimische Seelsorger diejenigen Werte vermitteln, die der Schweiz wichtig sind», warnt auch *Weltwoche*-Autor Kurt Pelda.

## Namen werden geheim gehalten

Beim Bund streicht man hervor, dass der Anstoss für eine muslimische Seelsorge von den christlichen Landeskirchen und dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund gekommen ist, die heute schon für die Seelsorge ihrer Glaubensrichtung in Asylzentren zuständig sind. Auch hätten die islamischen Kandidaten die Kriterien des Justizvollzugs erfüllen müssen und seien vom Nachrichtendienst des Bundes geprüft worden. Diese Vorsichtsmassnahmen überzeugen aber weder Pelda noch Keller-Messahli. Heikel finden beide, dass die Vereinigung

der Islamischen Organisationen in Zürich (VIOZ) die Kandidaten für die muslimische Seelsorge vorgeschlagen hat und nun auch für die Umsetzung des Pilotversuchs zuständig ist.

Für Zweifel an der Solidität der VIOZ gibt es gute Gründe. Diesem Dachverband sind mehrere Moscheen mit der Bezeichnung Diyanet angeschlossen. Diyanet ist die türkische Religionsbehörde, die einen Hang zum Radikalen hat. So hat die Behörde etwa einen Kindercomic publiziert, in dem der Märtyrertod verherrlicht wird. Gemäss Medienberichten finanziert Diyanet auch direkt Moscheen im Kanton Zürich, die zur VIOZ gehören. Wie die saudische Tageszeitung *al-Watan* aufgedeckt hat, gab es zudem enge Verbindungen der VIOZ zur islamistischen Muslimbruderschaft – zumindest bis zu deren Verbot in Ägypten. Zudem ist der islamische Dachverband im letzten Herbst wegen der Ausbildung muslimischer Seelsorger in die Schlagzeilen gekommen: Den entsprechenden Lehrgang abschliessen durfte auch ein aktives Mitglied des radikalen Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS). Die *Weltwoche* hat die VIOZ um eine Stellungnahme angefragt. Es traf aber keine Antwort ein.

Pikantes Detail: Der Bund hat die Namen der drei muslimischen Seelsorger nicht publiziert. Es ist somit unmöglich, sich ein Bild von deren religiöser Haltung zu machen. ○



*Anspruchshaltung:* Islamisches Zentrum Lausanne.



«... sie hat um 23.47 Uhr noch ein elektronisches Buch gekauft.»

## Wie ich meine Frau unter Kontrolle habe

Vierundzwanzig Stunden am Tag erhalte ich Informationen über meine Frau. Dabei erfahre ich Dinge, die ich gar nicht wissen möchte. Sie ahnt nichts davon. Glaube ich.

Von Rico Bandle und Pablo Pintachan (Illustration)

Soll ich es ihr sagen? «Lieber nicht», dachte ich lange Zeit. Wer weiss, wie sie darauf reagieren würde? Und schliesslich kann ich gar nichts dafür. Ständig erhalte ich ungefragt Informationen über meine Frau. Darüber, welche Bücher sie liest, in welchen Läden sie einkauft, mit wem sie wie lange telefoniert, welche Filme sie schaut und vieles mehr. Ich habe die totale Kontrolle über sie – und das ganz ohne mein Zutun.

Als Edward Snowden im Sommer 2013 mit seinen Informationen zu Geheimdiensten an die Öffentlichkeit gelangte, schrie die Welt auf. Und die Linke in der Schweiz wehrt sich

mit Händen und Füssen gegen das Nachrichtendienstgesetz des Bundes, das am 25. September zur Abstimmung kommt. Doch die wahre Überwachung findet nicht irgendwo in

---

**Die Cumulus-App der Migros ist das perfekte Überwachungsinstrument.**

---

einem NSA-Rechenzentrum in den USA statt, sondern in den eigenen vier Wänden, ganz ohne Geheimdienst und aufwendigen Überwachungsapparat.

Die Kombination dreier Gegebenheiten führt zur unfreiwilligen Bespitzelung. Erstens: Als Paar nutzt man viele Abonnemente und Kundenkarten gemeinsam. Das hat den Vorteil, dass man sich die Kosten teilt; es gibt aber jeweils auch nur eine Abrechnung. Zweitens: Ist man verheiratet und bildet eine Gütergemeinschaft, so gehört das Einkommen beider, also hat man oft ein gemeinsames Konto mit je einer Kreditkarte. Drittens: Die Digitalisierung und die zunehmend bargeldlose Bezahlung führen dazu, dass jeder Einkauf registriert und gespeichert wird. Und weil bei uns zu Hause ich alle Online-Verträge

abschliesse – meine Frau ist mir durchaus dankbar dafür –, gehen alle Abrechnungen an mich. Die Auflistungen von Telefongesprächen und Einkäufen erreichen mich nicht mehr wie früher einmal pro Monat per Post, sondern rund um die Uhr, in Echtzeit, direkt auf mein Mobiltelefon.

Wenn ich frühmorgens ein E-Mail des Online-Buchhändlers Amazon im Postfach habe, so weiss ich: Meine Frau konnte nicht einschlafen, sie hat um 23.47 Uhr noch ein elektronisches Buch gekauft und auf ihr Lesegerät geladen. Auf der per Mail verschickten Rechnung steht nicht nur der Preis, sondern auch der Titel des Buchs. Häufig sind es nicht Werke der Weltliteratur, die sie da liest. Das geht mich eigentlich nichts an. Ich erfahre es trotzdem.

Dass wir in der Familie alle über denselben Telefonanbieter telefonieren, hat praktische

## Jederzeit weiss ich, welche Nummer sie wählt, wie lange sie telefoniert, wem sie SMS sendet.

Gründe: So erhält man trotz mehrerer Mobilanschlüsse nur eine Rechnung. Der Nachteil, zumindest für meine Frau: Ich kann mich online beim Anbieter einloggen und jederzeit sehen, welche Nummer sie gewählt, wie lange sie telefoniert und wem sie SMS geschickt hat. Auch das Datenvolumen ist aufgelistet, Tag für Tag. Es wäre ein Einfaches, die Informationen nach Auffälligkeiten zu durchsuchen.

### Das Ende aller Geheimnisse

Das ist längst nicht alles. Wir schauen zu Hause am Fernsehen Filme über einen Video-on-Demand-Dienst. Das heisst, gegen eine Gebühr kann man Filme abrufen, die dann via Internet sofort übermittelt werden. Nach jedem Abruf – Sie ahnen es – landet eine E-Mail mit der Rechnung in meinem Postfach. So weiss ich immer, was meine Frau schaut, wenn ich ausser Haus bin. Ich bin über alles im Bild, noch bevor sie mir davon erzählen kann.

Dass ich, kaum öffne ich das Online-Banking-Tool am Computer, die letzten Einkäufe

meiner Frau auf der Kreditkartenabrechnung sehe, versteht sich von selbst. Hat sie Kleider gekauft? War sie in einem schönen Restaurant? Noch vor einigen Jahrzehnten konnten selbst Geheimdienste von solch detaillierten Überwachungsprotokollen nur träumen. Mir ist selbst peinlich, was ich alles weiss, besser gesagt, was ich alles wissen könnte, würde ich alle Informationen tatsächlich studieren. Es ist die totale Kontrolle, das Ende aller Geheimnisse.

### Und die Schokolade?

Was bedeutet das für eine Beziehung? In der Geschäftswelt mag das Motto «Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser» richtig sein, im Privatleben führt es direkt ins Unglück. Von Bespitzelung betroffene Leute in totalitären Staaten sagen oft, zu erfahren, dass sie ausgespioniert worden sind, sei weniger schlimm gewesen als die Erkenntnis, dass Verwandte, Nachbarn und andere nahestehende Personen geschnüffelt hätten. Der Vertrauensbruch und das damit einhergehende Misstrauen allen gegenüber mache einen fertig.

Wir leben aber nicht in einem totalitären Staat, und junge Menschen nehmen die zunehmende Überwachung ohnehin kaum als Problem wahr. 2014 beteiligten sich fast 50 000 Personen an einer Umfrage der Gratiszeitung *20 Minuten*, in der gefragt wurde, wie sehr man das Mobiltelefon seines Partners oder seiner Partnerin überwachen sollte beziehungsweise dürfe. Die Auswertung zeigte: Je jünger die Teilnehmer, desto grösser der Anteil jener, die es in Ordnung finden, heimlich SMS und andere Nachrichten des Partners zu lesen. Bei den 16- bis 19-jährigen finden das 41 Prozent legitim, bei den 51- bis 60-jährigen nur 14 Prozent.

Vielleicht ist diese Einstellung der jugendlichen Naivität geschuldet: dem Glauben an eine bedingungslose Liebe, in der man keine Geheimnisse voneinander hat. Vielleicht aber auch genau dem Gegenteil: dem Realitätssinn einer Generation, die weiss, dass in einer digitalen Welt ohnehin alles öffentlich ist. Jedenfalls, das alte Credo «Wer behauptet, keine Geheimnisse zu haben, ist entweder ein Lüg-

ner oder ein Langweiler» scheint nicht mehr zu zählen. Der gläserne Mensch ist Realität geworden – und viele Leute nehmen das mit einem Schulterzucken zur Kenntnis.

Vor einigen Monaten habe ich auf mein Mobiltelefon die App der Migros heruntergeladen. Wenn man dort seine Cumulus-Kundennummer eingibt, kriege man zusätzliche

## Junge Menschen nehmen die zunehmende Überwachung kaum als Problem wahr.

Vergünstigungen, versprach der Grossverteiler. In Wahrheit aber, so merkte ich bald, handelt es sich um ein zusätzliches Instrument zur Überwachung meiner Frau. Und um was für eines! Früher sah ich auf der Kreditkartenabrechnung, wann meine Frau in der Migros wie viel Geld ausgegeben hatte, jetzt, auf der App, kann ich sämtliche Kassenzettel der letzten Monate abrufen, die mit unserer Cumulus-Karte getätigt wurden. Jedes einzelne gekaufte Produkt ist aufgelistet. Hat sie nur die teuersten Waren gekauft? Weshalb ist die Schokolade auf dem Zettel nie zu Hause angekommen?

### Ihre Fotos landen automatisch bei mir

Die Kontrolle ist allumfassend. Fährt meine Frau über ein Wochenende mit Freundinnen weg, bin ich sozusagen mit dabei. Denn macht sie mit dem Mobiltelefon ein Foto, wird es automatisch in eine Cloud hochgeladen, und auf dem Tablet-Computer zu Hause kann ich die Schnappschüsse sofort sehen. Ein Entrinnen gibt es nicht.

Oder doch? Was die *20-Minuten*-Umfrage auch ergeben hat: Frauen spionieren ihre Männer eher aus als umgekehrt, ihr Kontrollbedürfnis ist bedeutend ausgeprägter. Und so muss ich damit rechnen, dass meine Frau all die Überwachungsmöglichkeiten längst kennt und genau weiss, wo die Schlupflöcher sind. Vielleicht hat sie die Sache bloss deshalb nie angesprochen, um mich in falscher Sicherheit zu wiegen – und in Wirklichkeit hat sie mich weit besser unter Kontrolle als ich sie. ○

## NATUR & DUTY FREE SHOPPING IN SAMNAUN - WELLNESS & GENIESSEN IM BELIEBTESTEN HOTEL DER SCHWEIZ

<b>7 TAGE</b> <b>DUTY FREE SHOPPING</b> In den ZEGG Geschäften in Samnaun LÄHMEN & SCHMUCK   SPORT & MILO PARFUM & KOSMETIK   SONNENSTREIFEN ZIGARETTEN & HUMMOCK	<b>AKTIV URLAUB</b> <b>BIKEN &amp; WANDERN</b> In der Sierra in Arosa Samnaun, Italien 200 KM WANDERWEGE   30 KM BERGFAHREN SAMNAUN ALLES INKLUSIVE MIT KOSTENLOSEM BEHANDLUNG DER SCHNITTWÄNDEN IM BEWEGLICHEN	<b>WELLNESS</b> <b>ZUM TRÄUMEN</b> In der Sierra in Arosa Samnaun, Italien BÄDER, WÄRMENÄHE   2 SAUNEN NEU   3 BEHANDLUNGS-   SPA   SPAUNEN   GROTTE   BEAUTY & MASSAGE CENTER	<b>FÜR GOURMET</b> <b>&amp; WEINLIEBHABER</b> Genuss für Sie den ZEGG Restaurants GOURMET STEUJER MARANGA PIZZA KATAJUNA   SONNENSTRASSEN KÖNIGLICHEN MIT 20000 VINYLKÄSTEN	<b>MONTANA KURZTRIP</b> 3 Nächte inklusive Frühstück 1 Abendessen am 1. Abend im Rahmen der Halbpension 1 Ganzkörpermassage oder Maniküre oder Pediküre pro Person 1 Restaurant-Gutschein im Wert von CHF 15.- pro Person <b>ab CHF 329.- p. P.</b> inklusive Ortstaxe, Angebot gültig bis 01.12.2016
--	--	---	--	---

**ZEGG.CH** **RELAIS & CHATEAUX** **Engadin Samnaun** **CHASA MONTANA HOTEL & SPA \*\*\*\*\***  
ZEGG Hotels AG | Dorfstrasse 30, CH-7563 Samnaun | T: +41 (0)81 861 90 00  
info@hotelchasamontana.ch | www.hotelchasamontana.ch

HolidayCheck **2016 AWARDS** **PLATZ 1**

# Eisen in der Seele

Es ist bizarr und verstörend, dass ausgerechnet Theresa May Britanniens Austritt aus der EU verhandeln soll. Schliesslich wollte sie eigentlich bleiben.

Von Nicholas Farrell

Der Scheinkrieg zwischen Grossbritannien und dem Vierten Reich – Pardon, der Europäischen Union – ist vorbei. Jetzt beginnt der echte Brexit-Krieg. Es wird ein sehr hässlicher Krieg werden, mit dem üblichen Sammelsurium an Verrätern, Kollaborateuren, Pazifisten und Defätisten. Und er wird die britische und europäische Politik der letzten fünfzig Jahre zerstören.

Wollen wir hoffen, dass das, was aus den Trümmern und der Asche erstehen wird, besser, demokratischer, weniger bürokratisch, praktischer und weniger ideologisch sein wird. Aber als überzeugter *Brexit*er bin ich nicht optimistisch. Denn es wird die Aufgabe von Theresa May sein, Britanniens zweiter Premierministerin nach Maggie Thatcher, in diesem epochalen Augenblick in der Geschichte Grossbritanniens die Rolle Winston Churchills zu übernehmen – in einem Augenblick, der sowohl für die Briten als auch für die Europäer über Triumph oder Katastrophe entscheidet.

## Monumentale Aufgabe

Am Montag wurde May, die 59-jährige Innenministerin, nach dem abrupten Rückzug von Andrea Leadsom, der einzigen anderen Bewerberin, Führerin der Konservativen Partei und damit, zwei Tage später, Premierministerin. Immerhin kann Britannien nun endlich mit dem Brexit weitermachen. Wie ironisch aber und wie verstörend ist es, dass die Aufgabe, den Brexit auszuhandeln und umzusetzen und dabei irgendwie die Tories und das Land zu einen, May zufällt, die während des Wahlkampfes das «Remain»-Lager unterstützte.

Viele der 150 000 Parteimitglieder, die durch Leadsoms Abgang des Rechts beraubt wurden, selber für den Vorsitzenden zu stimmen, sind wütend. Obwohl die Mehrheit der Abgeordneten für einen EU-Verbleib und für May als Parteichefin/Premierministerin waren, entschied sich die Mehrheit der Mitglieder für den Brexit. Viele von ihnen hätten Leadsom ihre Stimme gegeben – trotz ihrer mangelnden Erfahrung.

Die 53-jährige Mutter von drei Kindern ist eine Konservative mit altmodischen Familienwerten, und sie hat wenigstens einen Wahlkampf für den Brexit geführt. Dann indes teilte sie der *Times* in einem Interview leichtfertig mit, dass eine Mutter eine bessere Premierministerin abgeben würde als eine kinderlose Frau. Theresa May hat keine Kinder. Sie und ihr Mann, den sie während des Studiums in Oxford kennenlernte, konnten keine Kinder bekom-

men. Das Massaker, das die Medien nach Andrea Leadsoms Äusserungen an ihr verübten – angefangen von all jenen, die aus welchen Gründen auch immer, ihre Feinde waren –, zwang sie dazu, das Handtuch zu werfen.

Es hatte sich ja schon alles lange vorher abgezeichnet. Die *Daily Mail* – höchst einflussreiche Boulevardzeitung für den sogenannten denkenden Menschen im Land, die Stimme des bürgerlichen *Middle England* und knallharte Befürworterin des Brexit – hatte beschlossen, dass May trotz ihrer «Remain»-Einstellung die einzige konservative Politikerin mit genügend Erfahrung und Anziehungskraft für die monumentale Aufgabe sei.

Es war schon aussergewöhnlich, dass kein führender *Brexit*er imstande war, gegen May anzutreten. Es ist ein Skandal, dass Boris Johnson noch nicht einmal als Kandidat ins Rennen gehen konnte, nachdem ihm sein Hauptverbündeter Michael Gove in den Rücken gefallen war.

Zu Beginn der Kampagne beschrieb sich May als zurückhaltende Anhängerin eines EU-Verbleibs. Aber sie unterstützte diese Haltung nicht öffentlich und schwieg während des ganzen Wahlkampfes. Dafür kann es zwei Gründe gegeben haben: Entweder wollte sie sich alle Optionen offenhalten, oder sie glaubte, nicht

## May scheut sich auch nicht, falls notwendig, ihr beeindruckendes Décolleté zu zeigen.

für «Remain» kämpfen zu können, weil sie selbst nicht wirklich daran glaubte. Zweifellos war auch sie – wie fast alle – überzeugt, dass «Remain» gewinnen würde – und sie wollte zu den Gewinnern gehören. Wahrscheinlich gab auch die Loyalität zu ihrem Chef und Vorgänger als Premierminister, David Cameron, den Ausschlag.

Dennoch war ihr Schweigen das Schweigen einer Kollaborateurin. Man weiss, dass sie am Wahltag persönlich eine Stimme für «Remain» einlegte. Gleichwohl wiederholt sie seit dem 23. Juni unaufhörlich das Mantra, mit dem sie sowohl die Basis der Partei als auch jene 17,4 Millionen Briten (52 Prozent) beruhigen will, die bei einer überaus hohen Wahlbeteiligung für den Austritt stimmten: «Brexit heisst Brexit.»

Ich glaube, dass wir ihr glauben können, und nicht nur, weil sie nur eine zurückhaltende «Remain»-Anhängerin war. Denn sie ist eine

britische Politikerin und nicht, sagen wir mal, eine italienische. Britische Politiker mögen viele Laster besitzen, aber sie glauben, dass eine demokratische Mehrheit heilig ist. Auch wenn das Referendum nur konsultativ und nicht bindend war, ist die Vorstellung, dass eine konservative britische Regierung ein derart ent-



*Vielleicht ja, vielleicht auch nicht:* Theresa May.



scheidendes Votum einfach ignoriert, schlicht undenkbar.

Gleichwohl können wir ihr nicht hundertprozentig trauen. Denn es gibt ein Problem: Brexit kann schon Brexit heißen, wie sie sagt. Aber was genau bedeutet Brexit wirklich? Es gibt so viele verschiedene Möglichkeiten.

Margaret Thatcher war berühmt wegen ihrer Handtasche, die sie wie eine Waffe schwang. May ist bekannt für ihr auffälliges Schuhwerk. Zu ihren Lieblingsschuhen gehören Pumps mit Pfennigabsatz im Leopardendesign, Gummistiefel mit Hologrammen und glänzende, beinlange schwarze Lederstiefel. Und sie scheut sich auch nicht, falls notwendig, ihr beeindruckendes Décolleté zu enthüllen.

Viele Briten quer durchs politische Spektrum, die wie sie für einen Verbleib in der EU stimmten, versuchen nun mit allen Kniffen und Tricks, den Brexit zu sabotieren. Sie beharren darauf, dass das Ergebnis des Referendums falsch war und annulliert werden muss, weil diejenigen, die für einen Austritt stimmten, dumm, ignorant und rassistisch waren. Ihr jüngster Trick: Sie versuchen, ein Urteil des High Court zu erwirken, laut dem nur das Parlament Artikel 50 aktivieren kann, jene Klausel im Lissabon-Vertrag, die den Austritt regelt, und nicht, wie Cameron und seine Anwälte betonten, alleine der Premierminister.

Um Britannien zu einem echten Brexit zu steuern, bedarf es vieler Eigenschaften, vor allem

aber jenes Eisens in der Seele, für das Maggie T. so bekannt war. Ich befürchte, dass Theresa Mays Gegner früher oder später recht behalten werden. Sie haben ihr schon vor langem den auf einem Wortspiel beruhenden Übernamen «Theresa May, or maybe not» gegeben: Theresa wird vielleicht, oder vielleicht auch nicht.

Selbst wenn sie Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker oder andere Eurokraten ihre Pumps um die Ohren schlägt, um den bestmöglichen Brexit-Deal zu erreichen, so werden sie nur immer wieder sagen: «Aber Madame May, das meinen Sie doch nicht *sérieusement*. Sie waren doch *pour le «Remain»*.»

Aus dem Englischen von Wolfgang Koydl





«Abschied nehmen vom europäischen Traum»: EU-Ratspräsident Tusk.

---

## Der stille Pole

---

Auf seine ruhige, beharrliche Art ist es Ratspräsident Donald Tusk gelungen, die Machtbalance in Brüssel zu seinen Gunsten zu verschieben. Unverhofft ist er zu einem Hoffnungsträger der Union geworden. *Von Wolfgang Koydl*

Es war Mobbing, schlicht und einfach Mobbing, und bei dieser Art der Psycho-Pein am Arbeitsplatz macht es keinen Unterschied, ob das Opfer ein kleiner Angestellter oder der neue Chef ist. «Sie haben ihn geschnitten, wo sie konnten», erinnerte sich ein enger Mitarbeiter seines Stabes. «In allen Institutionen haben sie ihn fühlen lassen, dass er nicht dazugehört. Er wurde behandelt wie der arme Verwandte vom Land, über dessen bäurisches Benehmen man sich hinter seinem Rücken amüsiert.»

In der Tat: Die ersten Monate im neuen Amt als Präsident des Europäischen Rates müssen zuweilen die Hölle gewesen sein für Donald Tusk. Am 1. November 2014 trat er die Nachfolge des Belgiers Herman Van Rompuy an, eines

mit allen europäischen Wassern gewaschenen EU-Insiders, dessen schneidende Arroganz gefürchtet war. Wenigstens dies verschaffte Tusk, der bis dahin der erfolgreichste und am längsten amtierende polnische Regierungschef nach dem Fall des Kommunismus war, einen Startvorteil: «Er ist ein viel netterer Mensch als Rompuy», urteilte ein Vertrauter. «Er behandelt Mitarbeiter als Kollegen und nicht als Untergebene.»

Doch derweil er im eigenen Amt rasch Zuspruch gewann, gefiel der seltsame Pole den anderen EU-Institutionen – der Kommission und dem Parlament – ganz und gar nicht. Bilder früherer Gipfelkonferenzen zeigen Tusk oft einsam wie ein Mauerblümchen in der Ecke stehend, während sich ringsherum

alle gegenseitig auf die Schulter klopfen und angeregt unterhalten. Offen lachte man darüber, dass er kein Englisch sprach – von Französisch ganz zu schweigen. Schwerer wog, dass er Eurokratisch nicht beherrschte – jenen bürokratischen Geheimdialekt, in dem Brüssels Elite kommuniziert.

### Vollmachten einer echten Regierung

Englisch hat Tusk (der fließend Deutsch spricht) inzwischen schnell und gut gelernt. Eurokratisch aber wollte er sich nie aneignen. Dennoch ist seinen Gegenspielern das Lachen inzwischen vergangen. Denn der stille Pole hat auf ruhige, beharrliche und unauffällige Art das Gleichgewicht der Macht Stück für Stück verschoben: weg von der Kommission

und dem ihm allzeit folgenden Parlament, hin zum Rat mit seinen – derzeit noch – 28 Mitgliedern. Das war ganz und gar nicht der Plan von Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker und seinem Adlatus Martin Schulz, dem Parlamentspräsidenten. Sie wollten eine «politische» Kommission, mit den Vollmachten einer echten Regierung. Dass beide Herren selber ganz gerne Tusks Amt gehabt hätten, verleiht dem Zwist eine pikante persönliche Note.

Entsprechend geifernd fallen manche Kommentare über Tusk aus, nun da der Ratspräsident sich zum heimlichen Star der Europäi-

---

### Tusk klang weniger wie ein Repräsentant der EU als vielmehr wie einer ihrer ärgsten Kritiker.

---

schen Union zu mausern scheint (soweit eine Einrichtung wie die EU überhaupt Star-Power besitzen kann). Vor allem seit dem Brexit-Votum ist der Pole fast zu einer Art Hoffnungsträger einer in den Grundfesten erschütterten Union geworden. «Er ist der Einzige in der Top-Etage, der die Zeichen der Zeit erkannt hat», urteilte ein Diplomat nach der britischen Abstimmung. Anders als Juncker, Schulz und andere prügelte er nicht gehässig auf die Briten ein, sondern mahnte nüchtern «ein geordnetes Verfahren» an.

Dass er dabei im Hinterkopf die Möglichkeit eines britischen Rücktritts vom Austritt behält, darf man getrost annehmen. Anders als die Föderalisten in Kommission, Parlament und diversen europäischen Hauptstädten hat Tusk grundsätzlich andere Vorstellungen davon, wie ein neues Europa aussehen könnte. Mit seiner Rede zum 40. Geburtstag der Europäischen Volkspartei dürfte er einige der anwesenden Euro-Granden kürzlich an den Rand eines apoplektischen Anfalls getrieben haben – denn Tusk klang weniger wie ein Spitzenrepräsentant der EU als vielmehr wie einer ihrer ärgsten Kritiker.

Fast schon sarkastisch liess er sich über den «europäischen Reflex» aus, «der Realität mit allen möglichen Utopien zu begegnen». Die «lyrischen und tatsächlich naiven Euro-enthusiastischen Visionen von totaler Integration» seien schuld am Erstarken Eurofeindlicher, populistischer und rassistischer politischer Kräfte auf dem Kontinent. Und damit ihn auch wirklich alle richtig verstehen, fasste er bei anderer Gelegenheit bündig zusammen: «Wir müssen Abschied nehmen vom europäischen Traum, zumindest wie er seit der Gründung der Union formuliert wurde.»

Mit solchen Worten signalisiert Tusk auch eine andere Machtverschiebung in der EU: von den westlichen zu den östlichen Mitgliedern. Es ist kein Zufall, dass die führenden Köpfe der Föderalisten aus einem der sechs Gründerstaaten der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft stammen: Juncker, Schulz, Euro-Gruppen-Chef Jeroen Dijsselbloem, die Chefs der drei grössten Parlamentsfraktionen – Manfred Weber, Guy Verhofstadt, Gianni Pittella – und der einflussreiche Vizepräsident der Kommission, der Niederländer Frans Timmermans.

Ihre Europa-Erfahrung ist geprägt von der Nachkriegszeit, vom Europa der Sechs, als sie in Studententagen mit Interrail nach Brüssel, Paris, Hamburg oder Rom fuhren. Von Grossbritannien und Skandinavien verstehen sie nicht so viel, aber die Landfläche zwischen Ostsee und Schwarzem Meer ist eine Terra incognita für sie – ähnlich jenem weissen Fleck auf alten Karten, in die Kartografen «Hic sunt dracones» hineinschrieben – «Hier leben Drachen».

Das ist einer der Gründe, weshalb Tusk sich schon immer gut mit der DDR-Frau Angela Merkel verstand. Doch die gemeinsame Erfahrung im Kommunismus alleine kann es nicht sein, denn dann müsste die deutsche Kanzlerin auch einen guten persönlichen Draht zum Ungarn Viktor Orbán haben. Wahrscheinlich kommt unterschwellig eine landsmannschaftlich-landschaftliche Verbindung hinzu: Merckels Grossvater war Pole, ihr Wahlkreis liegt in Vorpommern an der Ostsee, nicht weit entfernt von Tusks Geburtsstadt Danzig.

Vielleicht kann er deshalb auch deutlicher als andere Europas mächtigster Frau widersprechen, so etwa, als er kaum verhüllt von den katastrophalen Folgen «der Entscheidung einiger Länder» sprach, die «Grenzen für unkontrollierte Migration» zu öffnen. Man musste nicht raten, wen er meinte. Schon zuvor hatte er als erster hoher EU-Repräsentant



«Hier leben Drachen»: Schulz, Dijsselbloem, Juncker, Tusk (v. l.).

Klartext geredet, als er an Migranten appellierte: «Kommt nicht nach Europa. [...] Riskiert nicht euer Leben und euer Geld. Es ist alles umsonst.»

### Schicksal des Aussenseiters

Tusks Interventionen ist es zu danken, dass sich die Migrationsdebatte in der EU allmählich verlagert hat – weg vom bevormundenden Juncker-Vorschlag, Flüchtlinge per Quote zu zwangsverteilen, hin zur Sicherung der Aus-sengrenzen, wie dies als Erster und lange Zeit als Einziger Orbán forderte. Ihm erteilte der praktizierende Katholik Tusk nachträglich Absolution: Der Ungar habe genauso recht wie die deutsche Kanzlerin, meinte er.

Das Schicksal des Aussenseiters, das ihn später in Brüssel ereilen sollte, wurde Tusk praktisch in die Wiege gelegt. Der Sohn eines Tischlers und einer Krankenschwester ist Angehöriger der Minderheit der Kaschuben. Dieser westslawische Volksstamm lebt seit Jahrhunderten in unbequemer Nachbarschaft von Deutschen und Polen – mit beiden verwandt, von beiden historisch gleichermaßen schlecht behandelt. Dass man als Kaschube freilich in beiden Völkern etwas werden

---

### Seinen Interventionen ist es zu danken, dass sich die Migrations-Debatte allmählich verlagert hat.

---

kann, zeigt Tusks berühmtester Landsmann aus Danzig: Der deutsche Schriftsteller und Nobelpreisträger Günter Grass hatte eine kaschubische Mutter.

Tusk ging schon früh in die Politik. Während des Studiums engagierte er sich im Studentenverband der regimekritischen Solidarnosc-Bewegung. Seit der Wende bestimmte er die polnische Politik massgeblich mit, gekrönt von zwei Wahlsiegen für seine Bürgerplattform. Aus dieser Zeit stammt die Intimfeindschaft mit Ex-Ministerpräsident Jaroslaw Kaczynski, der ihn bis nach Brüssel mit seinem Hass verfolgte.

Nicht, dass er dort nicht schon genug Gegner hätte. Die Föderalisten haben bemerkt, dass ihnen der vermeintliche Tölpel vom Land gefährlich werden könnte. Sie würden ihn gerne stürzen sehen. Aber auch da könnte Tusk ihnen einen Schritt voraus sein: Als er nach dem Studium von den kommunistischen Behörden mit einem Berufsverbot belegt wurde, heuerte er als einfacher Arbeiter bei der Swietlik-Kooperative an. Deren Spezialität: Arbeiten an Türmen, Kaminen und Hochhäusern. Schwindlig wird Tusk nicht so leicht. ○

# «Sie investieren in unsere Qual»

Mit einer wirtschaftlichen Öffnung will sich Saudi-Arabien vom Erdöl unabhängig machen. Ohne Gleichberechtigung der Geschlechter sei die «Vision 2030» des Königshauses zum Scheitern verurteilt, sagt Hatun al-Fassi, eine prominente Frauenrechtlerin des Landes. Von Pierre Heumann und Siddharth Siva (Bild)

Mit der wirtschaftlichen Öffnung des Königreichs, die der stellvertretende Kronprinz Mohammed bin Salman anstrebt – der sogenannten Vision 2030 –, wird sich auch die gesellschaftliche Stellung der Frauen verändern. Wie wird sich das Engagement ausländischer Investoren auf die krasse Diskriminierung der Frauen auswirken? Die Historikerin Hatun al-Fassi setzt sich seit Jahren an vorderster Front für die Gleichberechtigung ihrer Geschlechtsgenossinnen ein. In Saudi-Arabien, wo Frauen Bürgerinnen zweiter Klasse sind, war das bisher ein schwieriger, aussichtslos scheinender Kampf.

In mehreren Zeitungsartikeln hat al-Fassi bereits das Schicksal der «Vision 2030» mit demjenigen der Frauen verknüpft. Ohne Emanzipation der Frauen habe die Neuausrichtung der saudischen Wirtschaft keine Chance, gab sie zu bedenken. Das klang fast schon so, also ob sie das schnelle Ende der Diskriminierung ankündigen wollte.

Ob auf CNN, BBC oder Al-Dschasira, ob in der *New York Times*, im *Spiegel* oder in *al-Hayat*: Mit ihrer internationalen Medienpräsenz sorgt Hatun al-Fassi immer wieder dafür, dass ihr Engagement auch ausserhalb des Königreichs wahrgenommen wird. Bereits in ihrer Jugend hatte sie sich für die Stellung der Frau im Islam interessiert – ein Thema, auf dem sie dann auch ihre akademische Laufbahn aufbaute. Doch sie beschränkte sich nicht auf Studien im Elfenbeinturm. Auch ausserhalb ihrer Hochschulen, der King Saud University in Riad und der Qatar University in Doha, wurde sie aktiv. So koordiniert sie die Basisbewegung «Baladi», die sich in ihrer Heimat für die Rechte der Frau einsetzt.

## «Islamische Feministin»

Was also hält sie von der «Vision 2030» des jungen Adligen? «Er will aus Saudi-Arabien einen modernen Staat machen», sagt al-Fassi am Telefon in Riad. Der stellvertretende Kronprinz gebe sich zwar aufgeschlossen, und er behaupte unablässig, wie wichtig ihm die Gleichberechtigung der Frauen sei. «Wenn die Modernisierung aber auf Kosten von uns Frauen geht, ist ihm das egal.»

Auf die Frage, ob es ihr keine Hoffnung mache, dass ausländische Investoren, um die sich Riad jetzt bemüht, am Ende eine liberale und aufgeschlossene Politik gegenüber Frauen verlangen, antwortet sie mit Skepsis. «Leider nein. Wir hören zwar Versprechungen und

Zusagen, aber im Grunde genommen hat die Durchsetzung unserer Rechte für westliche Firmen keine Priorität.»

Bezeichnend sei in diesem Zusammenhang die Finanzspritze über 3,5 Milliarden Dollar, die der saudische Staatsfonds vor kurzem für den Internet-Taxidienst Uber leistete. Damit wollen sich die Saudis einen Sitz im Uber-Verwaltungsrat sichern und gleichzeitig ihre Abhängigkeit vom Geschäft mit dem Erdöl reduzieren. Das amerikanische Unternehmen engagiert sich in Saudi-Arabien und will Mobilität zu erschwinglichen Preisen anbieten.

Hatun al-Fassi findet diesen Deal «abscheulich». «Sie investieren in unsere Qual», sagt sie. Nach wie vor erlaube es Saudi-Arabien den Frauen nicht, sich hinter das Steuer eines Autos zu setzen. «Uber trägt dazu bei, diese Form von Apartheid gegenüber Frauen zu institutionalisieren, ihre Abhängigkeit zu verfestigen statt aufzubrechen.» Komme dazu, dass nur diejenigen vom neuen Angebot profitieren könnten, die ein eigenes Smartphone haben. Das sei nach wie vor eine Minderheit,

## «Uber trägt dazu bei, diese Form von Apartheid gegenüber Frauen zu verfestigen.»

sagt al-Fassi. «Die Milliarden für Uber machen aus uns Frauen eine Investition, statt dass sie uns helfen.»

Für ihre Dissertation an der Universität Manchester hatte sich al-Fassi ein mutiges Thema vorgenommen. Sie wollte wissen, welche Rechte Frauen im vorislamischen Arabien hatten. Im Reich der Nabatäer, das zu Zeiten Jesu von der Sinaihalbinsel bis nach Nordarabien reichte, hatten es die Frauen besser als im heutigen Saudi-Arabien, hat sie herausgefunden. Frauen konnten Verträge abschliessen, selbständig und ohne männlichen Vormund. Diese Erkenntnis, sagt sie im Gespräch mit der *Weltwoche*, habe sie zur «islamischen Feministin» gemacht.

«Was verstehen Sie darunter?» – «Meine Referenzgrösse ist der Koran», antwortet sie. «Das Narrativ des Staates legt die islamischen Prinzipien bewusst falsch aus, um die Hälfte der Gesellschaft zu unterdrücken.» Die Diskriminierung der Frau lasse sich mit dem Islam nicht begründen. «Sie ist vielmehr das Resultat einer patriarchalischen Interpretation des Korans.»

Al-Fassi, die zu den prominentesten Frauenrechtlerinnen Saudi-Arabiens gehört, ist in Mekka aufgewachsen, der heiligen Stadt des Islam. Der Stammbaum ihrer Familie führt bis zum Propheten zurück – «aber ich prahle nicht damit». Kann es sein, dass sie dank ihrer noblen Abstammung unangreifbar ist und sich deshalb mehr Kritik als andere erlauben kann? Durchaus nicht, widerspricht sie energisch und erinnert an Manal asch-Sharif, deren Familienwurzeln ebenfalls auf Mohammed zurückgehen. Diese Frau sorgte vor fünf Jahren für Schlagzeilen, weil sie sich ans Steuer gesetzt hatte. «Die Religionspolizei nahm sie fest, und Manal erhielt eine Gefängnisstrafe von neun Tagen.»

## «In der Verliererposition»

Tatsächlich musste auch al-Fassi für ihren Einsatz einen hohen Preis bezahlen. Das Regime nahm ihr übel, dass sie die Unterdrückung der Frau auf hellenistische Einflüsse (also nicht auf den Islam) zurückführte. Sie durfte an der King Saud University in Riad zwar ihren feministischen Themen nachgehen. Aber im Jahr 2001 erhielt sie ein Lehrverbot.

Der 52-jährigen Historikerin, die unbequeme Tatsachen über die Frauenrechte in früheren Zeiten verbreitet hatte, wurde der Mund verboten. Sie zog daraus ihre Konsequenzen: Sie lehrt heute im Nachbarland Katar und pendelt zwischen Riad, wo ihr Mann wohnt, und Doha, wo sie mit ihren beiden Kindern lebt. Die internationale Schule dort sei für ihre Kinder besser als das saudische Schulsystem, in dem die Jugend zur Unselbständigkeit erzogen werde, meint sie.

Hatun al-Fassi wuchs in den siebziger Jahren in einem Klima auf, das sie im Vergleich zu heute als relativ liberal bezeichnet. So waren Frauen zum Beispiel zu sportlichen Aktivitäten zugelassen. Doch in der Zwischenzeit habe sich in Saudi-Arabien fast alles zum Nachteil der Frauen entwickelt.

Als Gründe für die restriktiver gewordene Politik des saudischen Regimes nennt sie die ökonomischen Schwierigkeiten in den achtziger Jahren, mit denen das Königreich damals wegen des tiefen Ölpreises konfrontiert war. Das zwang die Bürger, den Gürtel enger zu schnallen. Die Geistlichen erhielten mehr Gewicht. Gleichzeitig, so al-Fassi, wirkte sich auch die islamische Revolution im Iran auf Saudi-Arabien aus. Rund zwanzig Prozent der saudischen Bürger sind Schiiten; sie teilten



«Patriarchalische Interpretation des Korans»: Historikerin al-Fassi, 52.

den revolutionären Eifer der neuen Machthaber in Teheran.

In den Medien wird immer wieder über positive Entwicklungen im Alltag der saudischen Frauen berichtet. So wurden Zehntausende von Frauen von der Regierung zum Studieren in den Westen geschickt, wo sie keinem Modediktat unterworfen sind und wo sie Autofahren dürfen. Vor drei Jahren erhielt die erste saudische Rechtsanwältin ihre Lizenz, und vor einem halben Jahr durften Frauen bei den Lokalwahlen mitmachen. Zudem haben Frauen jetzt das Recht, eine Kopie ihres Heiratsvertrags zu erhalten oder allein ein Hotelzimmer zu buchen. Weiter sind Frauen im Schura-Rat

---

### «Die Diskriminierung der Frau lässt sich mit dem Islam nicht begründen.»

---

vertreten, der dem König beratend zur Seite steht, und sie durften sich im Dezember erstmals an den Kommunalwahlen beteiligen. Und in immer mehr Einkaufszentren, Wohnbezirken und an Privatstränden werden Frauen durch Mauern den Blicken der Religionspolizei entzogen.

Was sagt die Frauenrechtlerin zu diesen Fortschritten? «Es hat einige Verbesserungen gegeben», räumt al-Fassi ein, «aber diese sind zu bescheiden, um uns Frauen die Kontrolle über unser Leben zu geben. Wenn wir zum Beispiel ein Bankkonto eröffnen oder ins Ausland reisen wollen, sind wir auf die Erlaubnis eines männlichen Beistands angewiesen. Und solange wir nicht Auto fahren dürfen, bleiben wir am Arbeitsmarkt und an der Uni in der Verliererposition.»

#### Zwischen Hoffnung und Skepsis

Im Anschluss an das Gespräch schickt Hatun al-Fassi dem Schreibenden eine unglaublich lange Liste von Dingen, die für Frauen in Saudi-Arabien verboten sind. So haben sie etwa keinen Zutritt zu den staatlichen Büros. Dazu gehören auch die Abteilungen der Sozialversicherung oder die Amtsstelle für Frauenausbildung. Oft werden für Frauen spezielle Einheiten eingerichtet – «doch diese verfügen über praktisch keine Macht», sagt al-Fassi. Als besonders erniedrigend bezeichnet sie das Gesetz, laut dem Witwen bei Auslandsreisen die Bewilligung ihres Sohnes vorweisen müssen.

Grundsätzlich bleibt Hatun al-Fassi optimistisch, denn sie ist fest davon überzeugt, dass sich die ehrgeizigen Zukunftspläne des Königshauses ohne die Beteiligung emanzipierter Frauen nicht realisieren lassen. Aber auch eine gewisse Skepsis schwingt mit, denn in ihrem Leben hätten sich die Hoffnungen auf eine Emanzipation schon allzu oft nicht erfüllt. Vor allem will sie vermeiden, nochmals enttäuscht zu werden. ○



*Irren und Wirren der Liebe: Pop-Prinzessin Swift.*



Ikone der Woche

## Taylor, die Grosse

Von Claudia Schumacher

Sie macht 170 Millionen Dollar im Jahr. Die supertalentierte, supersüsse, wunderschöne Pop-Prinzessin Taylor Swift. Mit nur 26 Jahren führt sie damit laut der neuen *Forbes*-Liste nicht mehr nur die Gehaltshitparade in der Musikwelt an, sie ist jetzt der bestbezahlte Star der Welt überhaupt. Sämtliche Sportler, Schauspieler, Sänger und Bestsellerautoren liess sie dabei hinter sich. Auf Platz zwei landete die momentan pausierende Boyband One Direction mit insgesamt 110 Millionen Dollar. Die nächste Einzelperson liegt auf Platz drei, der Krimiautor James Patterson mit 95 Millionen Dollar.

Swift wandelte sich vom amerikanischen Country-Wunderkind zum globalen Pop-Star. Sie singt nicht nur, sondern schreibt ihre Lieder auch. Es geht um die Liebe. Um die Männer. Dabei wird Swift persönlich, lässt ihre Erfahrungen einfließen – und polarisiert.

### Nicht mehr jedermanns Liebling

Im Schatten des Erfolges gedeiht die Abneigung. So ist es nicht weiter erstaunlich, dass sich im Internet diverse Listen mit den Top-Gründen finden, Taylor Swift zu hassen. Listen mit spezifischen Gründen für Männer, für Frauen, für enttäuschte Swift-Fans, für Fans der von Swift verschmähten Männer ... Falsch sei die Musikerin, gar nicht so unschuldig, wie sie tue, überhaupt eine Schlampe – und Schlimmeres. Als «Blitzableiter fürs allgemeine Slut-Shaming» bezeichnet sich Swift mit resignativem Lächeln bereits selbst.

Befeuert hat Swift die Schandmäuler zuletzt mit dem überraschenden Ende ihrer Beziehung zu Superstar-DJ Calvin Harris Anfang Juni. Und noch irritierender war, dass Swift sofort in der nächsten Beziehung landete: mit dem britischen Schauspieler Tom Hiddleston, heiss gehandelt als der nächste James Bond. Jetzt wird darüber getratscht, dass die beiden nur eine falsche PR-Beziehung führen würden. Und überhaupt, wie kaltherzig muss eine sein, die gerade noch von grosser Liebe faselte – und schon beim Nächsten ist? Kalt wie Geld, so wird Swift gerne durch Kritiker skizziert. Dabei hat ihr Verhalten zunächst einmal wenig mit Kaltherzigkeit zu tun: Welche normale 26-Jährige verhält sich denn, mal ehrlich betrachtet, so viel anders? Irren und Wirren der Liebe, Verletzlichkeiten, Rachegebahnen – so ist das eben oft in dem Alter. Das Private von Prominenten wird halt immer auch dann noch spannender, wenn gerade das eigentliche fehlt: Taylor Swift hat kein neues Album auf dem Markt. Wann es kommt, ist noch ungewiss.

# Sänger des europäischen Empire

Rudyard Kipling war ein Frühvollendeter, der bis zu seinem Tod gegen den Untergang des britischen Weltreichs anschrieb. Darin liegen seine Grösse und seine Tragik, und gerade darum ist er heute wieder hochaktuell. *Von Klaus J. Stöhlker*

Seine Landsleute nannte er «Trottel in Flannel», die es längst verlernt hätten, sich dem echten Lebenskampf zu stellen. Der jugendliche Hooligan verspottete die Beamten mit einer Respektlosigkeit, die ihn dazu zwang, den Job aufzugeben, was ihm nicht schwerfiel. Er beschrieb mit mikroskopischer Präzision die Schwächen der Menschen. Seine Helden waren Techniker und Ingenieure, die alte Systeme erneuerten und ablösten. Mit Bewunderung lebte er seit früher Kindheit bis ans Lebensende unter Soldaten, Schulter an Schulter in einer Männergesellschaft, in der jeder sich auf den anderen verlassen konnte. Trotz Frau und drei Kindern, in der Jugend auch vielen Prostituierten, waren Frauen nicht wirklich seine Sache. Ob seine sexuelle Neigung mehr Männern galt, ist bis heute umstritten.

Warum ist der literarische Superstar des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, der englische Schriftsteller Rudyard Kipling, heute mit Büchern und Hollywoodverfilmungen wieder derart aktuell? Mit 36 Jahren war er englischer Staatsdichter, er wurde mit William Shakespeare und Charles Dickens auf die gleiche Stufe gestellt und erhielt mit nur 41 Jahren in Oslo als jüngster Preisträger überhaupt den Nobelpreis für Literatur. Kipling wurde nicht nur in England und Grossbritannien bejubelt, auch in Frankreich, den USA und Kanada wurde er vom Volk gelesen und wie ein Staatsgast behandelt.

## Bedroht mit der Reitpeitsche

Sein Sturmloch zu literarischem Erfolg und globaler Anerkennung begann für den 1865 in Bombay (heute Mumbai) geborenen Sohn eines englischen Kunsthistorikers als Reisereporter britisch-indischer Wochenzeitungen. Unbefangen und authentisch beschrieb er das Leben der britischen Kolonialbeamten, so dass er Hausverbote erhielt und mit der Reitpeitsche von einem englischen Offizier, der sich falsch beschrieben fand, ernsthaft bedroht wurde. Weil man ihn zu Hause, sei es in Lahore oder Allahabad, immer gerne los war, schickten ihn die Redaktionen auf lange Reisen durch das den Briten weitgehend unbekanntes Indien – und mit jedem Artikel wuchs sein Ruhm.

Rudyard Kipling (sein Vorname stammt von einem kleinen See in England, wo seine Eltern sich kennenlernten) war ein ausgezeichnete Networker, der in der streng hierarchischen englischen Gesellschaft trotz einfacher Herkunft schnell nach oben Anschluss fand.

Behilflich war ihm dabei sein Eintritt in eine Loge der Freimaurer, die sich um ihn beworben hatten. Dort lernte er die Ideen des «ewigen Gesetzes» kennen, die später sein Werk bestimmen sollten: Disziplin, Tatendrang, Pflichtbewusstsein, Arbeitsethos, Gehorsam und Zuverlässigkeit. Darauf kommen wir noch zurück.

Sein schnoddriger Ton und die bizarren Themen aus dem Soldatenleben in Indien, über hinduistische Zauberer oder Dienstmädchen, auch über die Sommeraufenthalte der britischen «guten Gesellschaft» im nordindischen Simla, verschafften ihm schon mit 21 Jahren den Ruf eines jungen Genies. Diese Frische setzte ihn in Gegensatz zur viktoriani-

## Unbefangen beschrieb er die britischen Kolonialbeamten, so dass er Hausverbote erhielt.

schen Tradition jener Jahrzehnte, in denen Henry James, Thomas Hardy und andere tonangebend waren.

Seinen Durchbruch erzielt er mit Kurzgeschichten für die «Indian Railway Library», Bändchen zu einer Rupie für die immer zahlreicher werdenden Bahnreisenden, die bei diesen grossen Anklang finden. Kipling war damals erst 23 Jahre alt. Es sollten Übungsstücke

für seinen grossen Roman über Indien werden: «Kim», die Geschichte eines Jungen, der Indien in derart vielen Facetten erlebt, wie Grossbritannien und Kontinentaleuropa dies zuvor nie erfahren haben.

Als er 1899, nicht ganz freiwillig, gerade erst 24-jährig, aus Indien in Richtung Osten nach Europa aufbricht, ist er bereits ein Star. Unterwegs empfängt ihn in den USA auch Mark Twain, selbst eine Legende, und schreibt über den Besucher in sein Tagebuch: «Er weiss alles, was man wissen kann, und ich weiss den Rest.»

Kipling ist die neue rebellische Stimme von der Peripherie des britischen Weltreichs. Die behäbige spätviktorianische Literaturszene bricht auf, wie es Stefan Welz, der an der Universität Leipzig Englische Literatur lehrt, in seiner neuen Kipling-Biografie «Rudyard Kipling – Im Dschungel des Lebens» (Lambert Schneider, 2015) beschreibt.

An dieser Stelle müssen wir den Autor der indischen Storys und Balladen, den Verfasser seiner beiden eigentlichen Erfolgsbücher «Das Dschungelbuch» und «Kim» verlassen, denn aus der indischen Raupe entwickelt sich der englische Staatsschriftsteller. Die Anlagen dazu waren vorhanden. Das äusserlich so romantische «Dschungelbuch» stellt sich heraus als eine Anleitung zu Disziplin, Fleiss und Respekt vor dem «Gesetz», der Autorität der Obe-

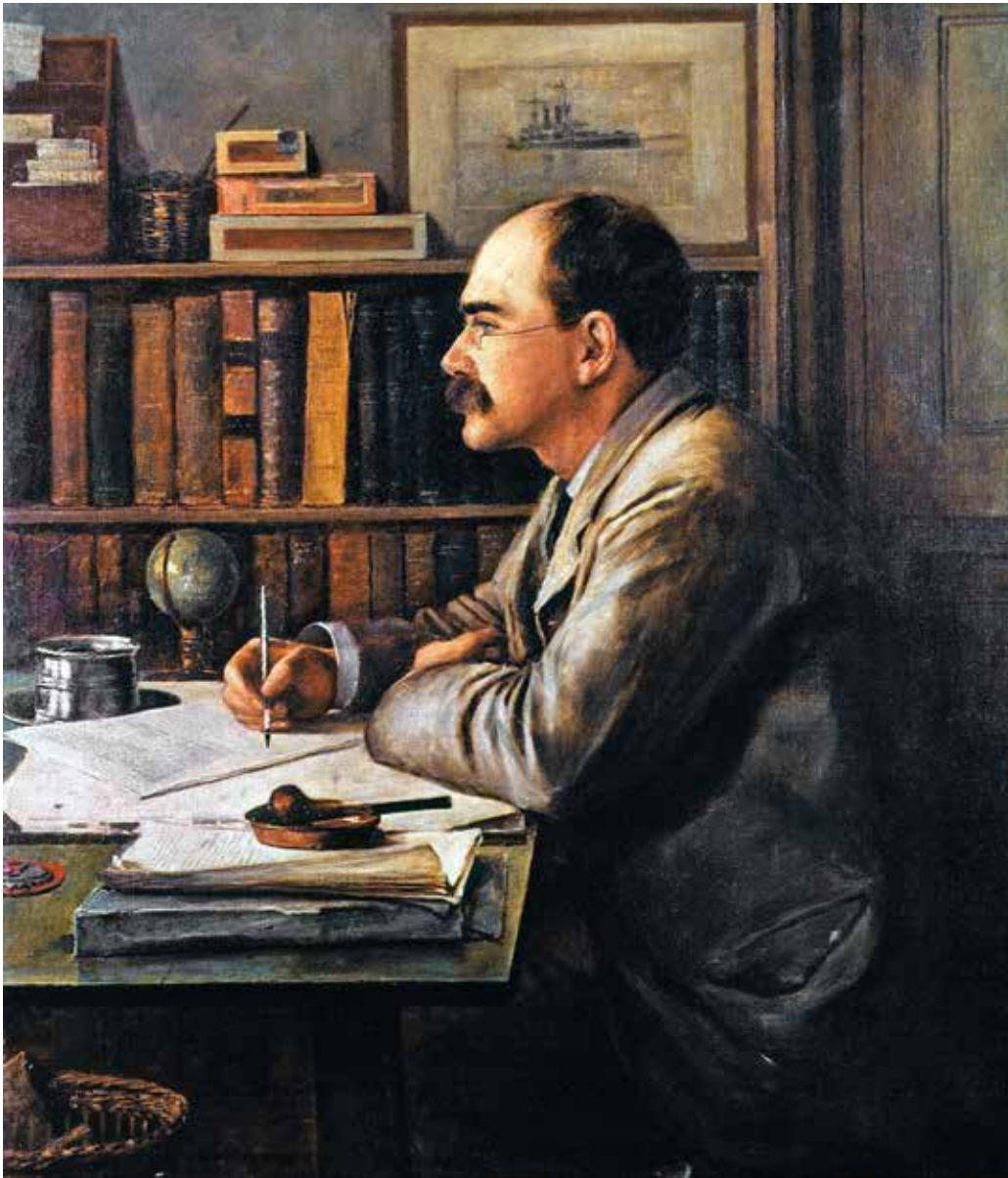


Traum von Grossafrika: Cecil Rhodes, 1892.



Lügen der Väter: John Kipling, 1915.





*Rebellische Stimme von der Peripherie:* Literatur-Nobelpreisträger Kipling (1865–1936).

ren. Zuletzt kehrt Mogli zu seinem Volk, den Menschen, zurück. «Kim» war beim Erscheinen im Jahr 1901 eine Sensation. Seither sind Dutzende besserer Indien-Romane, vor allem auch von Indern, publiziert worden.

### Ohnmächtige Wut in London

Rudyard Kipling, noch geprägt von den Schwächen der britischen Kolonialherrschaft in Indien, die er als junger Mann erlebte, überrascht von der jugendlichen Kraft des amerikanischen Volkes, einer Energie, die er vielen Briten abspricht, ist besorgt um die Zukunft des Empire, das gerade seine schönsten Jahre erlebt, und wird zum Herold seines Landes. 1897, 32-jährig, ist er Staatsdichter und darf zum Thronjubiläum Königin Victorias das Gedicht «Recessional» im letzten Teil des Gottesdienstes liefern. Nachdenklich beschreibt er darin die Grösse seines Landes und die Herausforderungen, die sich ihm stellen. Ein Jahr später folgt «The White Man's Burden», sein berühmtestes Gedicht, wo Erfolg und Scheitern der Kolonialherrschaft nahe beieinanderliegen.

Getrieben wird Kipling längst von der Angst vor dem Zusammenbruch des grossenglischen Reiches: Der «Indian Mutiny» folgt der Sezessionskrieg in den USA. Das geeinte deutsche Kaiserreich, Berlin, konkurriert immer direkter mit London.

Der ihm 1907 verliehene Literaturnobelpreis nennt als Begründung «die männliche Kraft der Ideen» seiner «lebenvollen Werke». Dem Imperialisten Kipling gesteht das Osloer Komitee zu, er habe nicht «den Starrsinn jener, die es verschmähen, die Gefühle anderer nachzuempfinden». Es wird auch berichtet, er habe den berühmten Preis deshalb erhalten, weil England endlich an der Reihe gewesen sei. Slawen, Skandinavien und Deutsche hatten ihn früher gewonnen.

Kipling war zeit seines Lebens ein grosser Weltreisender. Mit Cecil Rhodes, dem erst 37-jährigen Premierminister der Kapkolonie, verstand sich Kipling glänzend. Rhodes träumte von einem Grossafrika von Kapstadt bis Kairo unter englischer Herrschaft. Als er 1895 mit 500 Mann die Buren überfiel, Erben

holländischer Einwanderer, war dies nur der erste Schritt zum neuen Grossreich. Rhodes, der reichste Mann Afrikas, fand in Kipling seinen Hausautor, dem er seine Obstfarm bei Kapstadt zeigte, wo er fürsorglich die schwarzen Farmarbeiter betreute. Die Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiter in den Gold- und Diamantminen wurden von Kipling kaum beachtet. Die Londoner antiimperialistischen Kreise und Liberalen heulten in ohnmächtiger Wut gegen den fest verankerten Kipling an.

### Kopfschuss an der Front

Kiplings Weg als Freund von Staat und Armee war vorgezeichnet. Als der Erste Weltkrieg ausbrach, schickte er seinen einzigen Sohn John, obwohl zu jung, an die Front in Frankreich. Dort starb dieser nach wenigen Wochen an einem Kopfschuss der Deutschen – was nicht gesichert nachgewiesen werden konnte. Rudyard Kipling, nun oft krank und trotz aller Erfolge bereits ein in vielem gebrochener Mann,

### Die englische Oberklasse ist intellektuell kaum noch existent.

liess auf seinen Grabstein die Worte schreiben: «Wenn jemand fragt, warum wir starben, dann sagt ihnen: <Weil unsere Väter gelogen haben.>» Welche Lüge Vater Kipling meinte, die des falschen Jahrgangs seines Sohnes oder die Kriegslüge als solche, liegt heute noch hinter dünner werdenden Nebeln verborgen.

Kipling war ein Frühvollendeter, der bis zu seinem Tod mit einem rückwärtsgerichteten Blick gegen den Untergang des britischen Empire ansah. Darin liegt seine Grösse und seine Tragik. Er ist deshalb so aktuell, weil wir achtzig Jahre nach seinem Tod den Zusammenbruch des Empire erlebt haben und sehen, wie es sich auch innerlich auflöst: Irland ist zur Hälfte befreit, die Schotten wollen wieder ein eigenes Land, und Londons Bürgermeister stammt aus einer pakistanischen Einwandererfamilie. Die englische Oberklasse ist intellektuell kaum noch existent. Sowenig dieses England einen neuen Sänger gefunden hat – es sei denn jene aus der Popkultur –, sowenig haben auch Europa und die EU einen «neuen Kipling» gefunden. Im Gegenteil, neue Lieder werden von neuen Menschen aus anderen Kontinenten auch bei uns vorgetragen. Russlands grosse Sänger der europäischen Seele sind von uns abgetrennt. Ist dies das Ende jenes europäischen Empire, das Europäische Union genannt wird? In der Schweiz singen wir eigene Lieder – wie lange noch?

Klaus J. Stöhlker ist Unternehmensberater in Zollikon.

# Neurotiker und Narzissten

Beide sind sie psychisch auffällig: Katzenfans und Hundefreunde. Und es ist eine Tatsache, dass es einen Glaubenskrieg um die zwei beliebtesten Haustiere gibt. *Von Birgit Schmid*

Jedes Mal, wenn Fritz mir den Rücken zudreht, weiss ich wieder, warum ich ihn liebe. Da sitzt er, ein rothaariges Trapez, und sogar von hinten erahne ich sein vorwurfsvolles Gesicht. Es ist ihm alles zu viel. Dass ich spät nach Hause komme, scheint zu seinem Überdruß beizutragen. Also gehe ich zu ihm, streichle ihn und entschuldige mich. So ist er dann auch zu gewinnen, nachdem er allerdings noch einmal unter meiner Hand davongelaufen ist. Er legt sich hin und schnurrt. Fritz ist mein roter Kater.

Spiele wir dieselbe Situation mit einem Hund durch. Ich öffne die Tür, hinter der ich schon ein Winseln und Kratzen vernehme, und kaum bin ich eingetreten, springt mich das Tier an, bellt, leckt mir die Hände und womöglich noch das Gesicht und kann sich fast nicht beruhigen. Ein Hund bestätigt mir, wie gut ich bin – auch wenn ich ihn allein gelassen habe. Er ist wohl das einzige Tier, das einem eine Verfehlung mit seiner Begeisterung dankt.

Und jetzt die Deutung, nicht von Katze und Hund, sondern des Menschen. So wie wir wählen zwischen Apple und Samsung, Migros und Coop, Meer und Bergen, so entscheiden wir uns auch für ein Tier. «Ich bin der Katzentyp», sagen wir dann, oder eben: «der Hundentyp». Was kennzeichnet sie?

## «Hundeliebhaber haben mehr Sex»

Wenn man Katzen gerne hat, wertet man die Sehnsucht höher als die Erfüllung. Mein Begehren ist das unerfüllte Begehren, hat Jacques Lacan, der Psychoanalytiker, sinngemäss gesagt. Um die Liebe von Katzen muss man kämpfen, das ist ein Ansporn. Man glaubt sie für Augenblicke zu bekommen: etwa wenn ich traurig bin und Rosie, meine zweite Katze, um mich herumstreicht. Kurz bevor ich, gerührt von ihrer Anteilnahme, noch rührseliger werde, steuert sie die Küche an und setzt sich vor den Futternapf. Ich bin dann immer etwas enttäuscht. Katzenliebhaber müssen psychisch robust sein. Sie sind so konstituiert, dass sie sich einer Zuneigung nie sicher fühlen. Sie können nicht lieben, ohne zu zweifeln. Gleichzeitig ertragen sie nicht, wenn jemand zu anhänglich ist, denn sie haben selber eine ironische Distanz zu sich selber.

Einfacher gesagt: Katzenbesitzer lieben das unabhängige Wesen ihrer Katzen. Sie beschreiben sich selber so. Vielleicht sind sie auch bloss froh, ihr Haustier nicht immer beaufsichtigen und beschäftigen zu müssen.

Denn sie haben anspruchsvolle Jobs oder ein aufwendiges Liebesleben.

Hundeliebhaber hingegen mögen es, jemanden um sich zu haben, der sie braucht und zu ihnen aufschaut. Sie geben gern Befehle oder erziehen gern und freuen sich, wenn sie das Resultat ihrer Bemühungen sehen, etwa einen Hund, der sich setzt, wenn sie ihn dazu auffordern. Wer Hunde liebt, ist auf der Suche nach Bestätigung seiner selbst. Diesen Wunsch erfüllen Hunde. Der Hund als Rudeltier sieht in seinem Besitzer den Anführer und folgt ihm.

Gilt der Katzentyp als neurotisch, so sagt man dem Hundentyp eine narzisstische Neigung nach. Es scheint fast, als seien beide, Katzenfan und Hundehalter, psychisch auffällig.

Doch natürlich ist das oft der jeweils andere Blick, der diese Eigenschaften zuschreibt. Ich gebe zu, auch ich bin etwas befangen, mit Rosie, die über die Tastatur geht und mir vorschreibt, warum man sich vor Hunden fürchten muss, und mit Fritz und seinem weltmüden Miauen. Tatsache ist, dass es einen

## Wenn man Katzen gerne hat, wertet man die Sehnsucht höher als die Erfüllung.

Glaubenskrieg um die zwei beliebtesten Haustiere gibt. Es ist dann jeweils gut zu wissen, wer die Umfrage durchgeführt hat, wenn die Schlagzeile wie neulich wieder einmal lautet: «Hundeliebhaber haben mehr Sex». Die Untersuchung hatte ein Hundefutterhersteller veröffentlicht.

Die Rivalität mag zu weiteren seltsamen Schlüssen führen, etwa: Künstler lieben Katzen, Soldaten lieben Hunde. Und doch hat man seine Vorlieben, die sich aus der Skepsis dem andern Tier gegenüber ergeben. Manche Hundeliebhaber finden Katzen manipulativ, sie glauben das allein an den schräggestellten Augen ablesen zu können; wie hochnäsig und launisch Katzen seien. Für mich war ein Hund nie eine Option. Von Hunden redet man im Diminutiv. Ein Hund hat ein Herrchen und wedelt aus Freude, er gibt das Pfötchen und macht das Männchen.

Nun scheint es aber Hinweise zu geben, dass man von einem Haustier nicht auf die Persönlichkeit seiner Besitzer schliessen kann. Die Persönlichkeit beeinflusst nur schwach, welche Entscheide wir täglich treffen, schreibt



*In guter Gesellschaft:* Ernest Hemingway, 1956.



*Unerfülltes Begehren:* Autorin Birgit Schmid mit

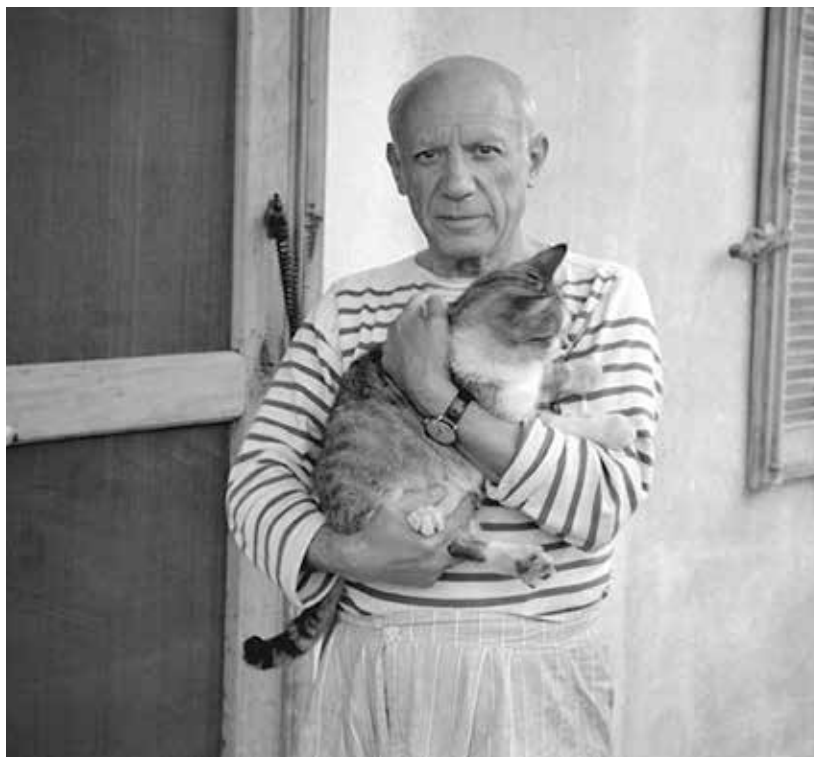
etwa die Psychologin Susan Whitbourne in *Psychology Today*, und schliesst die Wahl des Haustiers in die Aussage ein. Viele Leute wählen ein solches gar nicht aus: Die Katze läuft einem zu, das Kind soll dank einer Ratte Verantwortung lernen, oder der Leguan befand sich im Reisekoffer bei der Rückkehr aus den Tropen. Noch häufiger: Man verliebt sich in jemanden, der ein Tier besitzt, das man nie von sich aus wählen würde, zum Beispiel einen Hund, sagen wir: einen Mops – also nicht einmal einen richtigen Hund – namens Susan.



*Filmtaugliches Accessoire:* Audrey Hepburn in «Breakfast at Tiffany's»), 1961.



Katze Rosie.



*Ironische Distanz zu sich selber:* Pablo Picasso, um 1950.

Persönlich wäre ich schon einmal verwundert, wenn ich mich von jemandem angezogen fühlte, der sich als Hundetyp ausgibt. Andererseits wählt man beim Partner ja oft das komplementäre Gegenteil. Ich bin introvertiert, er ist extrovertiert. Ausserdem ist Susan, der Mops, ein lustiger Hund, der mich überraschenderweise zum Lachen bringt. Und weil ich mich für seinen Besitzer entschieden habe, gehe ich nun selber oft mit Susan spazieren. Wie es sich für einen Hund gehört, will Susan ständig an anderen Hunden schnüffeln, was

mich dazu zwingt, mit anderen Hundebesitzern zu reden. Mit der Zeit lege ich meine Introvertiertheit ab und merke sogar, dass ich ein bisschen stolz bin auf das Tier an meiner Leine und Susan gerne vorzeige. Nie hätte ich mich für einen Hundetyp gehalten – jetzt tue ich es.

Das ist Theorie und mir noch nie passiert. Diesen Mann müsste ich schon sehr wollen wollen. Doch ob es den Katzen- und Hundetyp wirklich gibt, wird wissenschaftlich nach wie vor hinterfragt. In einer grossen Studie an der University of Texas in Austin mussten sich die

4500 Probanden die Big Five der Charakterzüge zuschreiben: Extrovertiertheit, Freundlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Neurotischsein und Offenheit. Erst am Schluss wurden sie gefragt, welches Haustier sie vorzögen, Hund oder Katze. Das Resultat bestätigte die Stereotype: Hundefans bezeichneten sich als extrovertiert, freundlich und gewissenhaft, Katzenfans als neurotisch und offen. Das könnte aber genauso gut sein, sagen die Studienleiter, weil die Leute um die Stereotype wissen. So würde ich als eher introvertierte Person denken: «Ah, ich bin ja introvertiert und habe es also mehr mit Katzen.»

### Katzenbesitzer sind politischer

Nicht zuletzt könnte die Präferenz auch damit zu tun haben, dass man um die Bedeutung des bevorzugten Haustiers weiss und sich vor anderen damit wichtig macht. Vielleicht liebe ich Katzen, weil ich mich in guter Gesellschaft weiss – was mich aufwertet. Hemingway, Bukowski, Picasso umgaben sich mit Katzen, nicht zu reden von den Politikern, etwa Obama und Kennedy oder den britischen Premiers wie Churchill und all ihre «Chief Mouser to the Cabinet Office» von 10 Downing Street! Katzen sind ein schönes Accessoire, das kommt hinzu. Audrey Hepburn bäuchlings im Bett mit Katze auf dem Rücken, Miley Cyrus, Putin. Schon mal ausprobiert? Jede Frau, jeder Mann, die eine Katze in den Armen, auf den Schultern oder ans Gesicht gedrückt halten, sehen sofort besser aus.

Wer jetzt denkt, die Frage, ob Hund oder Katze, sei banal, irrt. Neuerdings verrät man damit auch seine politische Haltung. Das zeigte zuletzt der Brexit: Im Vorfeld der Abstimmung kursierten Tausende von Tweets mit Katzen und Hunden, mit denen deren Besitzer für oder gegen den Austritt Grossbritanniens aus der EU warb. Die Schnellanalyse ergibt: Katzenbesitzer sind politischer. Es gab weit mehr Tweets mit Katzen. Und Katzenbesitzer waren häufiger gegen den Brexit, während Hundebesitzer ihre Hunde öfters als Botschafter für den EU-Austritt vorschickten. Das rechnete die *New York Times* vor. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass Katzen von allen Tieren die filmtauglichsten sind, überraschend, flink und elegant. Hunde schauen treuherzig in die Kamera und erwarten wohl auch noch Befehle von ihr.

Trotzdem wunderte ich mich, dass man in dieser Frage ausgerechnet ein so eigenständiges Wesen bemüht. Ich fragte meine Katzen, was sie dazu fänden. Statt einer Antwort lief Rosie aus dem Raum, und ich hörte sie wenig später im Kistchen den Sand umschichten. Fritz schloss die Augen und begann zu meditieren.

Birgit Schmid: Lieben mich meine Katzen?  
Eine Recherche. Echtzeit. 152 S., Fr. 32.–

## Top 10

### Knorr's Liste

1	<b>Coup de chaud</b>	★★★★☆
	Regie: Raphaël Jacoulot	
2	<b>Le goût des merveilles</b>	★★★★☆
	Regie: Eric Besnard	
3	<b>Money Monster</b>	★★★★☆
	Regie: Jodie Foster	
4	<b>Julieta</b>	★★★★☆
	Regie: Pedro Almodóvar	
5	<b>Our Kind of Traitor</b>	★★★★☆
	Regie: Susanne White	
6	<b>High-Rise</b>	★★★★☆
	Regie: Ben Wheatley	
7	<b>The Neon Demon</b>	★★★★☆
	Regie: Nicolas Winding Refn	
8	<b>Un + une</b>	★★★★☆
	Regie: Claude Lelouch	
9	<b>Ma ma</b>	★★★★☆
	Regie: Julio Medem	
10	<b>The Nice Guys</b>	★★★★☆
	Regie: Shane Black	

### Kinozuschauer

1 (1)	<b>Ice Age: Collision Course (3-D)</b>	13 753
	Regie: Mike Thurmeier, Galen T. Chu	
2 (2)	<b>Me Before You</b>	6416
	Regie: Thea Sharrock	
3 (3)	<b>Central Intelligence</b>	4070
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
4 (4)	<b>The Conjuring 2</b>	1694
	Regie: James Wan	
5 (-)	<b>Our Kind of Traitor</b>	1596
	Regie: Susanna White	
6 (-)	<b>Chocolat</b>	848
	Regie: Roschdy Zem	
7 (6)	<b>Tomorrow</b>	805
	Regie: Mélanie Laurent	
8 (5)	<b>Bastille Day</b>	603
	Regie: James Watkins	
9 (10)	<b>Warcraft</b>	594
	Regie: Duncan Jones	
10 (8)	<b>The Nice Guys</b>	570
	Regie: Shane Black	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	<b>Zoomania (Disney)</b>
2 (1)	<b>Deadpool (Fox)</b>
3 (-)	<b>Spotlight (Präsenz)</b>
4 (-)	<b>Hail, Caesar! (Universal)</b>
5 (2)	<b>The Hateful Eight (Ascot Elite)</b>
6 (-)	<b>Erschütternde Wahrheit (Sony)</b>
7 (4)	<b>The Revenant (Fox)</b>
8 (5)	<b>Gänsehaut (Sony)</b>
9 (9)	<b>Star Wars – Das Erwachen der Macht (Disney)</b>
10 (-)	<b>Multiple Schicksale (Präsenz)</b>

Quelle: Media Control



Patriotische Licht-Blicke: «Independence Day: Resurgence».

### Kino

## Höllensterz im Wolkenkuckucksheim

Roland Emmerich lässt mit «Independence Day: Resurgence» wieder ein Super-Riesen-Ufo auf die freie Welt nieder. Ein Overkill, der aber auch Spass macht. *Von Wolfram Knorr*

Auf ein Neues, aber dann mit Wumm. Nein, Adas reicht nicht. Das leistet schon die Superhelden-Konkurrenz. Es muss mega-monumental wummern, nein: giga-monumental, woran gemessen die kommenden «Doctor Strange»/«Star Trek»/«Suicide Squad»-Riesen-Blockbuster als niedliche Kammerspiele wahrgenommen werden! Und ausserdem soll das Gewicht der Welt nicht aufs Gemüt drücken. Hier aber lastet was echt Physisches auf der Welt: ein Alien-Raumschiff von 3000 Meilen Durchmesser! Und es reisst, aufgrund seiner Gravitationskräfte, ganze Kontinente aus ihren Verankerungen! *Mönsch*, das ist Kino! Richtig schöner Rummelplatz-Zauber! Und frei von Bedeutung, einfach nur eine mega-giga-mässige Augenfutter-Orgie herrlichster Zerlegungslust.

Die Rede ist, klar, von Roland Emmerich, dem «Master of Disaster», der zwanzig Jahre nach seinem Kommerz-Hit «Independence Day» eine Wiederkehr folgen lässt, aber dann natürlich, den zwanzig Fortschrittsjahren entsprechend, tricktechnisch auf dem jüngsten Bombast-Stand. Das Blöde ist leider nur, dass sich der Inhalt nicht ebenso nach oben mendeln lässt; er bleibt leider auf dem Stand von vor zwanzig Jahren – oder, noch profaner: Er bleibt halt immer der gleiche. Mögen die Mimen wechseln, ihre Figuren bleiben die ewig netten, hemds-

ärmeligen Draufgänger mit cool-robusten Kolleginnen, Generälen von feierlichem Getue und einem Präsidenten (oder hohen Politikern) mit auffallend verantwortungsvoll-hehrer Visage. Um dieses simple Figuren-Bouquet mit kräftigen Farben zu füllen, gibt's noch die schusseligen Professoren und ein paar bullige Haudegen und – selbstverständlich – die Aliens! Und seit H.R. Giger ihnen Statur und Gesicht gegeben hat, sehen sie halt so aus: eine Mischung aus Riesenspinne und Riesenkrake, teerfarben, mit Fledermaus-Ohren, schleimigen Riesenhauern in gewaltigen Eierköpfen. Und wie in allen soliden Horrorfilmen muss das Nest gefunden werden, wo die Mutter aller Schrecken ihre Schauer-Nachkommen ausbrütet.

Emmerich lässt sein neues Gebräu «Independence Day: Resurgence» gewaltig blubbern, auch wenn der erste Geschmack etwas fad ist. Sind aber alle Figuren verknüpft und verdunkelt das Ufo den Himmel, wird's scharf, weil das Rezept so richtig albern ist. Denn wer so masslos spektakelt und sich beim Horror-Trödel bedient, darf seinen gigantomantischen Mumenschanz nicht allzu ernst nehmen. Komisch ist etwa die Gegenwart von 2016, die hier eine tolle Science-Fiction-Zukunft ist; spielt die Story etwa in einer Parallelwelt? Kurios auch die ständige Habacht-Stellung der Figuren, ihre aufgeplusterten patriotischen Licht-Blicke, als

himmelten sie ein Wolkenkuckucksheim an. Ob freiwillig oder unfreiwillig komisch, das macht den Höllensturz-Jux über weite Strecken vergnüglich. ★★★☆☆

## Weitere Premieren

**Elvis & Nixon** — Der Name des einen ist verknüpft mit wüsten Tricks, der des anderen mit einer Revolution. Der eine hiess Richard Nixon und war von 1969 bis 1974 Präsident der USA, der andere Elvis Presley und verkörperte mit seiner Musik die geheimen Sehnsüchte und Wünsche der Nachkriegsjugend. Der eine meinte, er stehe über dem Gesetz, der andere zerlegte viele. Was beide auf kuriose Weise gemeinsam hatten, war eine tiefe Abneigung, bis zum Hass, gegenüber Anti-Kriegs-Protestlern und ihrer Ideologie von Sex, Drugs and



*Tiefe Abneigung:* «Elvis & Nixon».

Rock'n'Roll. Elvis sah seine Rolle als King gefährdet und wollte mit dem mächtigsten Mann der freien Welt einen verrückten Deal: eine Sondergenehmigung als Undercover-Agent, um gegen Drogendealer, Kommunisten und Linke vorgehen zu können. Das bizarre Treffen fand tatsächlich statt, und Elvis schenkte Nixon einen edlen 45er Colt. Ob nun das Gespräch im Oval Office so kurios verlief, wie es die Autoren darstellen, sei dahingestellt. Die von Liza Johnson inszenierte Komödie mit

Kevin Spacey als Nixon und Michael Shannon als Elvis ist aufgrund der absurden Dialoge vergnüglich. Der Musikjournalist Tony Palmer schrieb mal über den King: «Als Mensch blieb er ein Rätsel.» Nixon auch. Der Film vermittelt das sehr amüsant. ★★★☆☆



*Mit sinnlicher Kraft:* «Aquí no ha pasado nada».

**Aquí no ha pasado nada** — Chilenische Oberschicht-Jugendliche lassen sich von Party zu Party treiben, bis sie eines Nachts mit dem Auto einen Passanten tödlich verletzen. Neu in der Gruppe ist Vicente, dem die Schuld für den Unfall in die Schuhe geschoben wird, obwohl er gar nicht am Steuer sass. Der Fahrer ist der Filius eines Senators und mächtigen Mannes Chiles. Mit sinnlicher Kraft porträtiert Alejandro Fernández Almendras (Buch und Regie) das Milieu der Upperclass und ihre Gleichgültigkeit. ★★★☆☆

**La vache** — Der ganze Stolz des algerischen Bauern Fatah ist seine Kuh Jacqueline. Eines Tages wird er zur Landwirtschaftsmesse in Paris eingeladen. Es gibt nur ein Problem: Die Kosten der Reise müssen die Teilnehmer selbst berappen. Die Dorfgemeinde spendet zwar, aber trotzdem muss sich Fatah zu Fuss auf die Reise machen. Ein wenig zu rührend, bisweilen auch kitschig ist die Feelgood-Komödie, produziert vom Team des Bestsellers «Intouchables», geraten. ★★★☆☆

## Fragen Sie Knorr

Vergangene Woche ist Michael Cimino gestorben, der mit «The Deer Hunter» einen grossen Film drehte und mit «Heaven's Gate» abstürzte. Stimmt es, dass es von «The Sicilian» mehrere Fassungen gibt und Gore Vidal gegen Cimino klagte? H.P., Zürich



Der Film (1987) kostete zwar nur 17 Millionen, die Begleitumstände waren jedoch ähnlich desaströs wie bei «Heaven's Gate». Die Zeit für die Dreharbeiten soll völlig überzogen worden sein, und Cimino habe auf einer 146-Minuten-Fassung bestanden, was die

US-Produzenten nicht akzeptierten. Am Ende einigte man sich auf eine 115-Minuten-Fassung, die trotzdem flopte. Die 146 Minuten liefen nur in europäischen Kinos. Cimino beziehungsweise die Produktion hatte mehrere Prozesse am Hals. Eine Klage kam von Autor Gore Vidal, der behauptete, sechs oder sieben Fassungen nach Mario Puzos Roman und neunzig Prozent des endgültigen Skripts von «The Sicilian» geschrieben zu haben, dass er im Abspann aber ignoriert wurde.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Jazz

# Liebesheirat zwischen Jazz und Flamenco

Von Peter Rüedi

Jazz war immer eine Musik, in der Reinheitsgebote nichts galten – von den Anfängen bis zu den zurzeit fast inflationären Fusionen mit Weltmusiken aus allen Windrichtungen. Da gibt es modischere und sinnvollere, ja selbst innerhalb einzelner Untersparten: «Jazz meets India»-Kombinationen, die nichts anderes suchen als ein exotisches Parfüm, und ernsthafte Versuche, ferne musikalische Formen und Strukturen mit dem improvisatorischen Imperativ des Jazz zu vereinen. Ein eigenes und näherliegendes Unterkapitel ist da die Begegnung von neuem Jazz und spanischer Volksmusik, in der «Flamenco Jazz» bereits zu einer Marke geworden ist. Näherliegend deshalb, weil dieser Fusion eine andere vorangegangen war, nämlich die zwischen afrokaribischen Musik- (und hauptsächlich Perkussions-) Traditionen und modernem Jazz. Mit Dizzy Gillespie als einem der Hauptpromotoren. So hatte auch Miles Davis' Ausbruchversuch aus den engen harmoniebezogenen Improvisationsschemen mit dem berühmten Album «Sketches of Spain» schon seine karibische Vorgeschichte, obwohl ihn dabei in erster Linie sein Sensorium für die afrikanischen Elemente in der spanischen Musik leitete. 1967 kam es dann mit der Zusammenarbeit des Saxophonisten Pedro Iturralde und des Gitarristen Paco de Lucía zur ersten Verheiratung von Jazz und Flamenco im engeren Sinne, deren prominentester Vertreter de Lucía in der Folge blieb. Sein stilistischer Sohn auf dem Gebiet des Nuevo Flamenco wurde der 1961 geborene Gerardo Núñez. Als Produzent hatte seit den Achtzigern der Deutsche Siggie Loch (ACT) ein besonderes Augenmerk auf das Phänomen «Jazzpaña» (so der Titel einer frühen CD von Núñez). Eindrückliches jüngstes Beispiel ist das Duo des Spaniers mit dem schwedischen Meistergitarristen Ulf Wakenius, ein rauschendes Gitarrenfest, virtuos, aber auch hochmusikalisch, gelegentlich angereichert mit diskreter Perkussion und Händeklatschen (und in einem Titel mit Flamenco-Gesang). Insgesamt nirgends eine Zwangs-, durchaus eine Liebesheirat zwischen den zwei Musiken. Hinreissend.



Gerardo Núñez & Ulf Wakenius:  
Logos. ACT 9822-2

# Schöne Gäste und ein Schwinger

Grossartige Hochzeit von Banker Stephan A. Zwahlen im «Baur au Lac». Von *Hildegard Schwaninger*



*Drei Küsse nach dem Jawort:* Stephan A. Zwahlen, Jean Nadine.

Er habe noch nie jemanden gesehen, der sich so auf seine Hochzeit gefreut habe, meinte **Jürg Ramspeck**, der als Klavierspieler mit seiner Band engagiert war. Im Garten des «Baur au Lac» stand ein Steinway, und schon das sei, wie der zu den Hochzeitsgästen gehörende Filmmusikmacher **Lionel Baldenweg** sagte: «priceless». Die Hochzeit war minuziös geplant, generalstabsmässig vorbereitet – und es hat alles perfekt geklappt und wurde ein wunderschönes Fest. Sogar das Wetter, Risikofaktor Nummer eins, spielte mit. Es war ein strahlender Samstag.

Geheiratet hat **Stephan A. Zwahlen**, der CEO der Privatbank Maerki Baumann, mit Jahrgang 1978 laut *Finews* der wohl jüngste Bank-CEO der Schweiz. Zwahlen hat an der Universität St. Gallen seinen Doktor gemacht,



*Sogar das Wetter spielte mit:* «Baur au Lac».

in der Armee war er Kompaniekommandant bei den Fliegertruppen. Die Braut heisst **Jean Nadine**, ist Berlinerin und arbeitet im Marketing der Bank Maerki Baumann. Dort hat sich das Paar vor fünf Jahren kennengelernt.

Die Hochzeit fand in der Kirche St. Peter statt. Die schöne blonde Braut trug ein elfenbeinweisses Kleid mit Schleppe und Schleier von **Augusta Jones**, das sie in München gekauft hat, die Ringe, die das Brautpaar tauschte, sind von Cartier, und drei Mal küssten sie sich nach dem Jawort, lang und innig. Pfarrer **Ueli Greminger** las das Hohelied der Liebe aus dem 1. Korintherbrief, er ermunterte das Paar, auch in schwierigen Zeiten zusammenzuhalten, «immer im Gespräch miteinander zu bleiben» und «den anderen zu akzeptieren, wie er ist». Es war eine fast anachronistische Zeremonie – eine Wohltat in der von zertrümmerten Beziehungen und Patchwork-Chaos geprägten Zeit. «Liebe ist die Schönheit der Seele» – den Satz von **Aurelius Augustinus** (354–430) hat sich das Brautpaar zum Motto gewählt.

In der Kirche, wo (wie so oft bei Hochzeiten) Kleinkinder, Babys, Kinderwagen und werdende Mütter unter den Besuchern einen grossen Prozentsatz ausmachten, stand eine Fahnen-delegation der Zofingia HSG, die Trompete spielte kein Geringerer als **Heinz Saurer** vom Tonhalle-Orchester Zürich, und den weiteren musikalischen Rahmen bildete – neben der Or-

gel (**Margrit Fluor**) – der Chor über dem Bodensee mit Dirigentin **Judit Marti** und die Appenzeller Streichmusik der Geschwister Küng. Auf dass es richtig schweizerisch wurde, war unter den 220 Gästen in der Kirche ein echter Schwinger, **Eugen «Geni» Hasler**, der sich gut machte unter den Wirtschaftsgrössen: **Hans G. Syz**, Inhaber und VR-Präsident von Maerki Baumann, sowie seine Schwester und Bank-Vizepräsidentin **Carole Schmiel-Syz**, Professor **Bruno Gehrig**, Ex-Vizepräsident der Schweizerischen Nationalbank, **Martin Janssen**, emeritierter Professor an der Universität Zürich, **Lukas Metzler**, Rechtsanwalt und Ex-Mann von alt Bundesrätin **Ruth Metzler**, Rechtsanwalt **Patrick R. Peyer** (Partner Niederer, Kraft & Frey), dessen Frau das zweite Kind erwartet, **Max von Schubert**, Leiter Private Banking der Bank von Roll, und **Lukas S. Risi**, Stephan Zwahle's Stellvertreter bei Maerki Baumann, der auch Trauzeuge war. Selbst die Hochzeitsfotografin war eine kleine Berühmtheit: **Barbara Gandenheimer** aus Augsburg hat auch die Hochzeit von **Philipp Lahm**, Ex-Kapitän der deutschen Fussballnationalmannschaft, fotografiert.

Nach der Trauung ging es in den Garten des «Baur au Lac», wo das Brautpaar die Glückwünsche entgegennahm. Der Champagner wartete, ein Apéro riche wurde serviert. Jeder wollte mit den Frischgetrauten mehr als ein paar Worte wechseln, und so dauerte die Gratulationstour volle zwei Stunden. Für die Kinder war ein eigener Tisch mit zwei Betreuerinnen organisiert.



*Durchhaltevermögen:* Trauzeuge Risi (l.).

Beim Abendempfang im Nobelklub «Haute» läuteten (ein Zufall) die Glocken von Zürich, als die Gäste die Terrasse betraten. Alles stimmte, inklusive prachtvoller Sonnenuntergang. Die achtzig Gäste erschienen in exquisiten Abendroben und im Smoking. Und bewiesen Durchhaltevermögen. Gefeierte wurde bis vier Uhr früh (jetzt war die Stunde von DJ Ujo, den man vom «Mascotte» kennt). Die letzten Gäste, unter ihnen das Hochzeitspaar, gingen erst um sechs Uhr früh. Ab ins «Baur au Lac», wo man noch frühstückte und wo die frischgebackenen Eheleute, glücklich und erfüllt, um halb acht in der Hochzeitssuite zu Bett gingen.

## Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

## Gegensätze ziehen sich aus

Die Zahnärztin Katja Kessler, 47, und der *Bild*-Herausgeber Kai Diekmann, 52, sind seit vierzehn Jahren verheiratet. «Man sollte vor allem auf seinen Bauch hören», sagt die Frau.



«Gewusst wie»: Ehepaar Kessler-Diekmann.

**Testosteron:** Es heisst immer, wir Frauen seien den Männern ein hormonelles Rätsel. Aber umgekehrt ist es genauso. Es gibt zum Beispiel sogenannte Papa-Hormone – Prolaktin, Oxytocin, Vasopressin –, die aus einem risikobereiten Abenteurer einen vorausschauenden, fürsorglichen, zärtlichen Beschützer machen, der nicht gleich an der erstbesten Ampel mit dem Kinderwagen Wettrennen veranstaltet. Deswegen: Verzeihe deinem Mann, dass er nur ein Mann ist. Aus diesem Grund hast du ihn schliesslich geheiratet. Klingt banal, aber wir Frauen vergessen das manchmal.

**Streit:** Eine von drei deutschen Ehen wird heute geschieden. Ich gebe in meinem neuen Buch Tipps, wie man das umschiffen kann. Am besten so: Man schafft sich wie wir vier Kinder an, die einen so in Beschlag nehmen, dass keine Zeit mehr ist, sich mit dem anderen zu zanken. Aber mal Spass beiseite: Die Glücksformel heisst: «angry and honest communication». Also wütende, leidenschaftliche Diskussionen. Streiten ist wichtig, das belegen auch wissenschaftliche Studien.

**Handyverbot:** Man sagt zwar immer, Gegensätze zögen sich an. Aber die Wahrheit ist eher: Gegensätze ziehen sich aus – Unterschiedlichkeit ist nur am Anfang attraktiv und sexy. Auf

der Langstrecke funktionieren diejenigen Paare besser, die ähnliche Interessen und Wertvorstellungen haben. Das belegen Zahlen. Dennoch muss man nicht zu eineiigen Zwillingen mutieren. Wenn mein Mann Wagner-Opern hören will, gehe ich halt in die Badewanne. Eine weitere wichtige Zutat für eine glückliche Ehe: Regeln. Zum Beispiel: keine Beziehung zu dritt. Also du, er und sein Handy. Auch hier weiss man: Wer ständig seine Kommunikationsprothese am Ohr hat, in einem fort WhatsApp-Nachrichten, SMS und E-Mails schreibt, statt im Hier und Jetzt mit seinem Partner zu reden, trennt sich schneller.

**Geschenke:** Ich habe zwei Eheringe verloren, Gott sei Dank waren die nicht wirklich teuer. Etwas säuerlich kaufte mein Mann einen dritten und schloss den dann gleich weg. Jetzt sind wir quitt. Spannend finde ich in Zusammenhang mit den Geschenken auch Umfragen, laut denen Paare einander alles geben: Liebe, Leben, Karriere, Ersparnis. Nur beim Thema «Würdest du ihm/ihr auch eine Niere spenden?» hält sich die Schenkfreude in Grenzen. Warum eigentlich?

**Hart im Nehmen:** In meinem Buch schreibe ich: «Verheiratet sein könnte so toll sein, wäre da nicht mein Mann. Der bringt alles durcheinander.» Damit necke ich ihn. Das muss er aushalten. Aber das Tolle ist: Mein Mann hat einen wirklich sensationellen Humor, wir können grossartig miteinander lachen. Letzteres gilt übrigens als ganz starker Ehe-Klebstoff. Und was ich auch noch sehr mag am Verheiratetsein: Viele Frauen sind nicht wirklich gut in Selbstliebe. Mit einem Mann ist da ein Wesen an deiner Seite, das dich nicht annähernd so kritisch betrachtet wie du dich selbst.

**Traummann:** Ich sage immer: Ein Mann ist dann perfekt, wenn er für dich perfekt ist. Zahlen, Fakten, Statistiken – alles toll. Aber man sollte vor allem auf seinen Bauch hören. Wenn der sagt: «Mit diesem Menschen möchte ich bis ans Ende meines Lebens morgens wach werden», dann schlag zu. Das ist Glück.

Katja Kessler: Das muss Liebe sein: 54 1/2 Pflgetipps für die glückliche Ehe. Lübbe. 352 S., Fr. 21.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

## Lichtstau

Von Andreas Thiel — Es ist bloss eine Frage der Geschwindigkeit.

**Glaser:** So, die neuen Fenster sind montiert.  
**Verkehrsministerin:** Aber diese Fenster sind ja viel kleiner als die alten und dann erst noch aus Milchglas. Dabei wollte ich doch, dass mehr Licht reinkommt. Warum haben Sie nicht grosse, klare Fenster montiert?



**Glaser:** Weil durch ein Fenster nicht bloss Licht reinkommt, sondern auch Wärme rausgeht. Deshalb haben wir die Fenster verkleinert. Damit sparen Sie Heizenergie.

**Verkehrsministerin:** Aber jetzt brauche ich ja noch mehr Energie für künstliches Licht.

**Glaser:** Dafür sind diese kleinen Fenster schneller geputzt. Damit sparen Sie Putzpersonal und somit Personalkosten. Und weniger Personal heisst ja auch immer weniger Verkehr auf den Strassen.

**Verkehrsministerin:** Das ist sicher nicht falsch, was Sie da sagen, aber trotzdem wollte ich einfach mehr Licht hier drinnen und deshalb grössere Fenster haben.

**Glaser:** Ja, aber Ihre Fachleute vom Bundesamt für Strassen haben uns versichert, die Lichtdurchlässigkeit der Fenster hänge nicht von der Grösse der Fenster ab, sondern von der optimalen Geschwindigkeit, mit der das Licht durch das Fenster kommt.

**Verkehrsministerin:** Und dieses Milchglas soll optimal viel Licht reinlassen?

**Glaser:** Genau. Schauen Sie mal, wie hell es draussen ist. Das heisst, vor dem Fenster staut sich das Licht. Deshalb haben wir die Durchlassgeschwindigkeit des Fensters mittels Milchglas gedrosselt, damit sich das Licht vor dem Fenster nicht mehr staut.

**Verkehrsministerin:** Und trotz allem ist es jetzt in meinem Büro viel dunkler als vorher.

**Glaser:** Dann müssen Sie halt am Morgen früher aufstehen und die Vorhänge öffnen, wenn das Licht mehr Zeit braucht, um in Ihr Büro zu kommen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Das Bordeaux-Dilemma

Von Peter Rüedi



Dies sind, wie jedes Jahr, die Wochen, da der geneigte Weinfreund sich vor das hamletische Dilemma gestellt sieht: Bordeaux subscribieren oder nicht *en primeur* kaufen und zuwarten, das ist die Frage. Der Jahrgang ist nach einhelliger Meinung aller Fachleute, welche die 2015er vom Fass verkosteten, der beste seit dem Doppelschlag 2009/2010, mit Ausnahme einiger vom Sturm «Henry» und dem Unwetter in seinem Gefolge gebeutelten Gewächse im Norden des Médoc. Jetzt legen die in diesem Geschäft tätigen Händler die ersten Subskriptionsangebote vor. Erstmals sind die Preise nicht mehr vom Turbo der extrem marktwirksamen Rezensionen des Gurus Robert Parker in die Höhe getrieben. Der hat sich aus den Primeurverkostungen in Bordeaux zurückgezogen (was einige Schlitzohren in der Branche nicht daran hindert, die Bewertungen seines nüchterneren Nachfolgers Neal Martin im Fachblatt «Wine Advocate» als welche von Parker selbst auszugeben). Und wie man hört, will sich auch der Schweizer Bordeaux-Spezialist René Gabriel aus dem Zirkus um die Verteilung der önologischen Eiskunstlaufnoten zurückziehen. Zu den 2015ern hat er uns seine (in der Regel verlässlichen) Tarife noch nicht vorenthalten, und die orientieren sich in der Mehrzahl am oberen Ende seiner 20-Punkte-Skala. Die Maximalnote erreicht beispielsweise ein Lieblingswein von mir aus der 2015 besonders gesegneten Appellation Pessac-Léognan (Graves), der Pape Clément. Da will ich nicht verschweigen, dass ich die 79 Franken, zu denen Gazzar diesen Superlativ anbietet, für einen günstigen Preis halte und dass ich mir in dem Fall buchen werde, was ich kriegen kann. Wo ich doch sonst die Skepsis von Master of Wine Philipp Schwander gegenüber der Subskriptionslotterie teile. Zu oft unterschritten die Preise nach dem Markteintritt der Weine die der ersten Stunde; zurzeit ist der Ärger der Anbieter das Vergnügen des Normalverbrauchers – dass nämlich exotische Märkte, vor allem der chinesische, eingebrochen sind und damit die irrationalen Preise für Spitzen-Bordeaux.

Château Pape Clément Pessac-Léognan 2015.  
Gazzar, Ecublens. Fr. 79.–

## Stars auf dem Teller

Kaum einer praktiziert in der Deutschschweiz eine so raffinierte Produktküche wie Reto Lampart in Hägendorf. Von David Schnapp



Pure Klarheit: Reto Lampart.

Egal, ob es ein Wollschwein aus Ennetbürgen ist oder bretonischer Hummer oder Saint-Pierre aus Roscoff, ebenfalls in der Bretagne: Bei Reto Lampart ist das Produkt der Star. Der gutgelaunte Appenzeller führt mit seiner Frau Anni seit 16 Jahren das «Lampart's» in Hägendorf, eine nicht nur kulinarische, sondern auch unternehmerische Erfolgsgeschichte. Das, wie manche – völlig zu Recht – sagen, schönste Restaurant des Landes kommt ohne Mäzenatentum oder andere Formen der Subvention aus.

### Etwas Sinnvolles tun

Er verantwortet die Küche, sie ordnet mit sicherer Hand das Service-Team, bäckt jeden Tag neun Brotsorten, macht Desserts. Das Resultat ist eines der schönsten und besten Restaurants der Schweiz, wenn man einen Küchenstil mag, bei dem die Hauptzutat im Mittelpunkt steht, aber mit Raffinement und kulinarischer Intelligenz verfeinert wird. Lampart kombiniert französische Technik mit Appenzeller Humor und mediterraner Leichtigkeit: Die langsam auf dem Keramikgrill «Big Green Egg» zubereitete Schweineschulter serviert er frech als Sandwich zwischen knusprigen Focaccia-Scheiben, gibt etwas Paprika-Creme mit anregender Schärfe und einen erfrischenden Kräutersalat dazu. So wird aus einem bodenständigen Gericht, das sich in Street-Food-Kreisen wachsender Beliebtheit erfreut, ein kulinarisches Ereignis.



Pure Klarheit spricht aus der Kombination von gedämpftem Hummer auf einem Salat aus verschiedenen Melonen und Gurken mit dem besonderen Biss grüner Mandeln – gekonnte Einfachheit und sommerliche Frische. Nie sollen hier zu viele aromatische Girlanden vom Zentrum eines Gerichts ablenken. Filet und Rücken vom Sommerbock sind sachgerecht mit Hitze behandelt, um den feinen Wildeigengeschmack hervorzuheben, der durch das nussige Moment einer Mohnkruste verstärkt wird. Karotten in verschiedenen Zubereitungen, eine cremigknusprige Kartoffelkrokette sowie ein leichter Salat, der etwas stärker hätte mariniert sein können, vervollständigen das Bild.

Die sommerliche «Sinfonie plaisir» endet mit einem dekonstruierten Birchermüesli aus Beeren, Aprikosen, Joghurtmousse, Hafer und Sonnenblumenkernen sowie einem Erdbeereis, gefolgt von einem lauwarmen Kirschen-Clafoutis mit Mandeleis und leicht gebrannten Mandeln. Auch hier geht es nicht darum, den Gast mit Küchentechniken zu beeindrucken – was durchaus unterhaltend sein kann –, sondern darum, mit frischen Produkten etwas Sinnvolles zu tun. So einfach und gut kann gehobene Küche sein.

Restaurant Lampart's, Oltnerstrasse 19, 4614 Hägendorf.  
Tel. 062 209 70 60. Sonntags und montags geschlossen.  
Ausführliche Besprechung des Menüs auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch)





Auto

## Der andere GTI

Es muss nicht immer ein Golf sein: Der Peugeot 308 GTi mit 270 PS ist ein vergnüglicher Kompaktportler für den Alltag. *Von David Schnapp*

Dieses Auto versteckt keineswegs, worum es geht: In der auffälligen Zweitonlackierung «Coupe Franche», rot die Front, schwarz das Heck, steht es auf 19-Zoll-Felgen und signalisiert Geschwindigkeit. «Der schnellste 308 aller Zeiten» (*Blick*) ist die Antwort aus Frankreich auf den Golf GTI oder den Opel GTC OPC aus Deutschland. Diese Kompaktportler mit rund 270 PS im Falle des Peugeots (280 beim Opel, 220 bis 265 PS beim Golf) sind ja eine

wunderbare Fahrzeugkategorie. Wären Platz und Geld vorhanden für einen kleinen Fuhrpark, müsste so ein handliches Auto mit genügend Kraft für die kleine Raserei zwischen durch zwingend dazugehören.

Im Falle des Peugeots wird damit jede Alltagsverrichtung zum kleinen Vergnügen. Während der Aussenaustritt noch etwas prollig und laut erscheint, ist das Innere des Autos zwar sportlich – zum Beispiel durch das unten abgeflachte Lenkrad oder die straffen Sitze, die einem auch in schnellen Kurven Halt geben –, aber gleichzeitig herrscht hier Eleganz durch Reduktion vor. Nur wenige Schalter und Knöpfe, etwa für die Aktivierung des Sportmodus oder für die Lautstärkeregelung, sind zu sehen, ansonsten gilt: In den Tiefen der Menüs wird das Autoleben über einen Touchscreen geregelt. Es gibt kaum Probleme, sich an die Funktionalität des Fahrzeugs anzupassen, lediglich der gut versteckte Regler für den Tempomaten, irgendwo weit unten an der Lenksäule, ist schwer zu bedienen. Er ist nicht

zu sehen und erklärt sich tastenderweise nicht gerade von selbst.

### Der rote Knopf

Aber meistens hat man im 308 GTi sowieso beide Hände am Lenkrad und versucht, die nächste Kurve auf der Landstrasse zu einem ganz besonderen Erlebnis zu machen. Als Durchschnittsfahrer stellt man fest: Bei Peugeot haben sie vieles richtig gemacht. Das geregelte Fahrwerk mit Torsen-Sperrdifferenzial, die feinnervige Lenkung, die zupackenden Bremsen und die hochaufgeladene Turbokraft des 1,6-Liter-Benziners, der ein Drehmoment von immerhin 330 Newtonmeter an die Vorderräder abgibt, sind alles Elemente, die Freude am Tempo machen. Das Getriebe wird über eine Sechsgang-Handschaltung bedient, das sich gut anfühlt, dessen Schaltwege aber etwas kürzer sein dürften.

Wenn man den erwähnten Sportknopf drückt, scheint sich das Auto zu straffen, die Anzeigenfarbe des Kombi-Instruments wechselt auf Rot, dem Fahrer werden nun «Power» (PS), «Boost» (Bar) und «Torque» (Nm) detailliert angezeigt, und der Klang der Auspuffanlage wechselt von kernigem Brummen auf ein sonores Röhren, durchaus sportlich, aber immer noch so, dass nicht alle Nachbarn im Bett stehen, wenn man morgens für ein wenig Alltagsbeschleunigung die Garage verlässt.

### Peugeot 308 GTi

Leistung: 270 PS / 200 kW  
Hubraum: 1598 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h  
Preis:  
42.000.–





«Spartanisch gewirtschaftet»: Mehrfach-Firmengründer und Investor Grünstein, 31.

MvH trifft

## Leo Grünstein

Von Mark van Huissing — Der Finanzunternehmer hat gerade Millionen in eine Dating-Plattform investiert – weshalb?

Wie läuft das Geschäft von Moneypark? Die Firma war eine der ersten, mittlerweile gibt's Konkurrenz [er ist Mitgründer der Schweizer Finanzberatungsplattform]...» – «Ich bin zufrieden mit dem Geschäftsverlauf; ich seh' uns nach wie vor als *first mover*, weil die Komplexität, die so ein Business brauchte – die Summe aus Investment und Team –, ist so nicht kopierbar. Moneypark hat einen nicht zu kleinen zweistelligen Millionenbetrag gebraucht, um dorthin zu kommen. Und wir haben nicht Geld links und rechts ausgegeben, sondern spartanisch gewirtschaftet. Ich wär' froh um jeden, der das nachmacht – weil der *market share* [Marktanteil] von Hypothekar-Intermediären in Deutschland, UK, Frankreich sechzig, siebzig Prozent von allen Hypotheken ist, in der Schweiz nicht mal zwei Prozent, wovon Moneypark der Grösste [unter den Anbietern] ist ... Von mir aus können sich da zehn [Konkurrenten] tummeln, weil das uns nämlich hilft. Die Barriere für Money-

park, zu wachsen, ist, dass immer noch zu viele Kunden bei der Bank blind unterschreiben, was ihnen als zu teure Finanzierung et cetera vorlegt wird, ohne zu vergleichen.»

Leo Grünstein, 31, ist ein deutscher Unternehmer und Investor, der in der Schweiz mehrere Firmen gegründet oder mitgegründet hat. Etwa Moneypark (mit einem Partner), eine unabhängige Finanzberatungsplattform; zum Angebot gehört die Vermittlung von Hypotheken an Privatkunden bei über achtzig Banken, Versicherungen und Pensionskassen. Vor zwei Jahren beteiligte sich Tamedia, ein Medienunternehmen, mit zwanzig Prozent daran, zum Preis wurden keine Angaben gemacht; Moneypark hat gegen hundert Mitarbeiter. Ausserdem ist Grünstein einer von zwei Hauptinvestoren bei Once, einer Online-Dating-Applikation, einer Plattform im World Wide Web also, über die Suchende Partner finden sollen. Er respektive sein Schweizer Family-Office LG Capital hat vor kurzem (mit an-

deren Geldgebern) den Anteil um fünf Millionen Euro erhöht. Ferner hat er die «Gärtnerei»-Restaurants in Zürich gegründet. Grünsteins Familie wanderte von Russland nach Deutschland aus, er kam kurz vor der Maturität in die Schweiz und studierte danach an der Hochschule St. Gallen. Er wohnt im Kanton Schwyz.

«Eine Firma, die Sie mit besitzen, ist Once, eine Schweizer Dating-App – was war die Überlegung, einen weiteren Millionenbetrag Ihres Geldes darin zu investieren?» – «Ich geh' mal einen Schritt zurück: Ich versuche, mit tollen Leuten grosse Probleme zu lösen. Je weiter ich komme, desto toller werden die Leute und desto grösser die Probleme. Jetzt zu Once: Ernsthaftes Dating [Partnersuche] auf dem Desktop geht runter, was die Zahlen angeht. Mobiles Dating, auf dem Smartphone, geht hoch, es geht nur um *pickup* [Aufriss], *casual* [unverbindlichen] Sex und so weiter. Bei Once geht es um seriöses Dating – auf Mobilgeräten. Sie bekommen nur einen *match* [Partnervorschlag] pro Tag. Das klingt simpel, gibt Frauen aber ein Gefühl von Sicherheit, weil sie sich nicht präsentieren wie bei Tinder [amerikanische Dating-App]: «Ich bin jetzt auch auf dem Markt.» Und gibt Männern das Gefühl, eine noch nie dagewesene *conversion rate* [Umwandlungsrate] hin zu tatsächlichen Unterhaltungen zu erhalten. Dieses Konzept, zusammen mit einem Gründer, der eine der grössten US-Studenten-Dating-Websites aufgebaut hat, hat für mich absolut Sinn gemacht. Wir haben über zwei Millionen User [Nutzer], in sechs Ländern, in sieben Monaten ... Ich hab so was noch nie gesehen.»

«Nutzen Sie Online-Dating-Plattformen?» – «Aus Gründen des Verständnisses für das, was ich verkaufe, ja. Aber nicht als User, weil ich in einer Beziehung bin. Davor habe ich welche genutzt.» – «Wie sehen Sie die Risiken und Nebenwirkungen?» – «Sie meinen, dass man schnell jemanden findet und eine Beziehung schnell wieder aufgibt?» – «Nein, eher dass Leute, die andere Motive haben, vielleicht gewalttätig sind, sich als ernsthafte Partnersucher ausgeben ...» – «Als Nutzer muss man immer selbst sorgfältig prüfen; ich rate vor allem Frauen, zu recherchieren, bevor man jemanden zu sich nach Hause einlädt. Wie wenn man jemanden im Café kennenlernt, da kann Sie keine App davor schützen.» – ««Geld kennt keine Moral», sagt der Anleger Fredi Herbert. Sind Sie einverstanden?» – «Mir ist es grad kalt den Rücken runtergelaufen; ich seh' das nicht so. Vielleicht bin ich etwas verwöhnt, weil ich das Glück hatte, mit dem Groupon-Modell, das ich als Erstes machte [Rabatt-Website; er baute etwa das Südafrika-Geschäft mit auf und verkaufte es an das amerikanische Unternehmen], ein komfortables finanzielles Resultat zu erzielen. Ich hab zu vielen Dingen nein gesagt, weil ich es einfach auch kann.»

Sein liebstes Restaurant: Gärtnerei («für den Lunch»), Stockerstrasse 55, Zürich, Tel. 044 280 242 47 47

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18									19					
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44						45							



**Lösungswort** — Mensch ohne Weitsicht  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Dunants Erbe, von ihm verwaltet. 5 Meeresbucht: für manche Männer sonstwie eine Wucht. 11 Man findet sie etwa in Schlössern und Rathäusern. 12 Der Felix und sie halten schützend ihre Hand über Zürich. 14 Ziemlich abgestandene Sachen - Skifahrer freut's. 15 Wenn schon ein Plauderi, dann einer der musikalischen Art. 16 Gesteigert wird's sarkastisch. 17 Unisex-Kleid, bereits den alten Römern bekannt. 18 Das Los entscheiden lassen, doch wie? 19 Kaffeesatz ist einer, dazu braucht's kein Orakel. 20 Häuschen mit Gärtchen – für jene unvorstellbar. 23 Der Mime stellt durch Verstellung eine Biene dar. 27 Stadt in Vietnam, umgeben von Wäldern und Wasserfällen. 28 Tanz: gestreckte Beine und sich berührende Knie – et voilà, das ist eines. 29 Ob schlank oder beleibt, Hauptsache, er duftet. 32 Gibt's zu Ostern, doch nur, wenn man richtig sucht. 34 Die wichtigsten: die Vier Grossen Seligen aus der Bö-Religion in Tibet. 35 Bei ihm hat man was, das wissen Bauern wie Banker. 37 Ob Schusal oder Ungeheuer - passt zu ihm. 39 Element mit der Ordnungszahl 77, sagt der Chemiker. 40 Nicht ein Einziger, das gibt zu denken. 42 Arme Marita, verwirrt wie sie ist. 43 Kein Brett vor dem Kopf sondern das Gebälk darüber. 44 Würfel, diente Römern zum Spielen. 45 Ein Tohuwabohu, dieser Zustand menschlichen Irrs.

**Senkrecht** — 1 Kongo: Was aus (Albert) Paulis geworden ist. 2 Sind mehrere im Spiel, sehen Schweizer Ecken. 3 Sie enden, das Laufen endet nicht. 4 Qualität statt Quantität, ganz nach Gusto der Goldschmiede. 6 Das Organ lässt sich kaum erkennen, obwohl wir es gut kennen. 7 Einbringen von Dingen, die Genuss bringen. 8 Ein einst selbständiger Herrscher aus Äthiopien. 9 Miss Schweiz, Model und Event-Moderatorin. 10 Eine architektonische Schau, der prächtige Bau in England. 13 Ein Italiener ist länger freundlich als ein Franzose. 14 Die Zweigstelle finden wir an anderer Stelle mit gleichem Namen. 15 Ziemlich abgestanden, aber immerhin wärmt er. 19 Eine Welle, die die Mode in die Vergangenheit spült. 21 Das Tal ist ein Fluss ist ein Ort in der Sonnentube. 22 Ein Licht, das uns in die Dunkelheit führt. 24 Ihre Blondinenträume, ganz persönlich auf Papier gebracht. 25 Nachkommen hervorbringen kann man ganz einfach so. 26 So kennen Schweizer den Rapper Fabio diProfio besser. 28 Sie entsprach in Spanien dem portugiesischen Escudo. 30 Jungfrau und Mutter?, das kam hier durcheinander. 31 Einer wie William Turner. 33 Deren Reich reichte einst von Chile bis Ecuador. 36 Mit ZEWO-Gütesiegel ausgestattete CH-Organisation. 38 Spassige Figur aus alter Literatur - Vorname. 41 Fernsehen, ganz privat und oft gesehen.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 475**

F	J	N	A	L	I	S	T		V	E	S	P	A
A	I	E		T	R	E	V	I	R	A			
R	O	C	H	I	E	R	E	N	S	H	I	V	A
O	R	K	A	N		E	S	K	A	P	A	D	E
B	A	V	A	R	I	A		K	I	P			R
O	N	E											
M	O	R	O	N	I								
B	B	I	N	D	E	N	D	S	I	R	N	A	
A	M	A	T	E	U	R		E	A	K	N	E	
Y		L	A	S	S	A		R	U	M	A	E	N

**Waagrecht** — 1 FINALIST 6 VESPA 10 TREVIRA  
 12 ROCHIEREN 15 SHIVA 17 ORKAN 18 ES-KAPADEN 19 EIGELB 20 SELBSTLOS 23 BAVARIA 26 KIP (Währung von Laos) 27 ONE (Eno) 28 MAIKAEFER 31 MORONI (Hauptstadt der Komoren, Prophet) 34 NARREN 35 BINDEND 37 SIRNA 38 AMATEUR 39 AKNE 40 LASSA 41 RUMAENE


**Senkrecht** — 1 FARO 2 NICKI (-Plüsch) 3 LEINE 4 STREBSAM 5 TRES (franz. f. sehr, z.B. gut, bien) 6 VISP 7 ERHALT 8 SAID (engl. f. besagt, Name des Emirs) 9 ALAN (anal) 11 ENKELKINDER 13 OREGANO 14 HAGIA (Sophia) 16 VELORENNEN 21 BIKA 22 SPARSAM 23 BOMBAY (heisst heute Mumbai) 24 VERBAL 25 RENNEN 29 ERIKA 30 FERNE 32 OITA 33 IDUS (wörtlich, gemäss Plutarch: Cave Idus Martias) 36 ERA (it. f. Epoche, Zeitalter)

**Lösungswort** — LEIERKASTEN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

BMW Motorrad



bmw-motorrad.ch

Freude am Fahren



**PROBE FAHREN.  
MOTORRAD GEWINNEN.  
DURCHSTARTEN.**

**Vom 1. bis 30. Juli 2016 Probe fahren  
und ein BMW Motorrad gewinnen!**

Teste jetzt das BMW Motorrad deiner Wahl. Mit etwas Glück kannst du es direkt gewinnen.  
Dein BMW Motorrad Partner informiert dich gerne über weitere attraktive Angebote. Viel Erfolg!

**BMW-MOTORRAD.CH**